This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

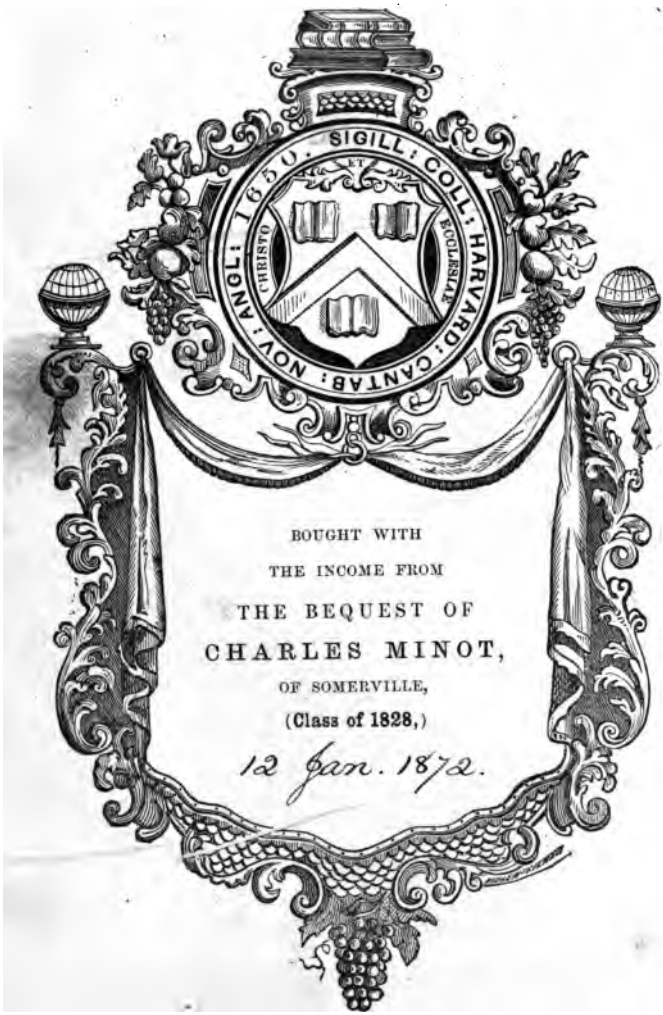
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1870.

Ger
2300
58.25

23 00.58.25



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
12 Jan. 1872.

Krieg und Friede.

Zwei Briefe an Ernſt Renan

nebſt deſſen Antwort auf den erſten

von

David Friedrich Strauß.

Zweiter Abdruck.

Zum Beſten der deutſchen Invalidenſtiftung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1870.

Vorwort.

Von verſchiedenen Seiten bin ich aufgefordert worden, meine beiden Briefe an Ernſt Renan über den jetzigen Krieg zuſammendrucken zu laſſen. Ich thue es, indem ich denſelben das Antwortſchreiben Renan's auf meinen erſten Brief in einer Ueberſetzung beifüge, zu deren Ausarbeitung mich gleich nach dem Empfange die Anmuth dieſes Schriftſtückes gereizt hatte.

In einer Zeit ſo gewaltiger Thaten nimmt ſich freilich das Wort noch ärmer aus als ſonſt. Das ſollen wir empfinden, denen nur das letztere verliehen iſt; doch ſollen wir darum nicht vergeſſen was geſchrieben ſteht: „Im Anfang war das Wort.“

I.

Strauß an Renan.

Hochgeehrter Herr! Die freundliche Aufnahme, die, wie Ihr Schreiben vom 30. v. M. mir ſagt, mein Büchlein über Voltaire bei Ihnen gefunden, iſt mir eine große Beruhigung geweſen. Daſſelbe hatte in Deutſchland, während der wenigen Wochen, die ihm von ſeinem Erſcheinen an bis zum Ausbruch des Krieges vergönnt waren, ſich allſeitig eines günſtigen Empfanges zu erfreuen; aber die Schwierigkeiten, die ein Fremder zu überwinden hat, um dem Mann einer andern Nation gerecht zu werden, vollends wenn dieſer Mann geradezu ein Inbegriff der fremden Nationalität genannt werden muß, hatte ich mir nie verhehlt, und wartete daher nicht ohne Unruhe auf das Urtheil, das mir von den Stimmführern unter Voltaire's Landsleuten entgegenkommen würde. Daß das Ihrige zu Gunſten meiner Arbeit ausgefallen, macht mich derſelben erſt recht froh; die Wahrheit, die Sie ihr zugeſtehen, iſt wenigſtens mein einziges Beſtreben geweſen.

Freilich, wer kann ſich einer literariſchen Arbeit, und

gerade einer internationalen Friedensarbeit, wie meine Schrift über Voltaire gemeint war, freuen in einem Augenblicke, wo die beiden Nationen, die sie einander näher zu bringen helfen sollte, sich in Waffen gegenüberstehen? Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß dieser Krieg allen denen, die sich um die geistige Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland bemühen, höchst schmerzlich sein müsse; wenn Sie es als ein Unglück betrachten, daß nun auf langehin wieder Haß, Ungerechtigkeit und liebloſe Beurtheilung an der Tagesordnung sein sollen zwischen den zwei Theilen der europäischen Familie, deren Einverständniß für das Werk der Gesittung am nothwendigsten sei; nicht minder, wenn Sie es als die Pflicht jedes Freundes von Wahrheit und Gerechtigkeit hinstellen, neben vollständiger Erfüllung der nationalen Pflichten, sich doch von dem parteiischen Patriotismus frei zu erhalten, der das Herz verengt und das Urtheil fälscht.

Sie äußern, hochgeehrter Herr, Sie hätten gehofft, daß der Krieg sich noch würde beschwören lassen. Das haben auch wir Deutschen seit 1866, in jedem einzelnen Falle, da er zu drohen schien, gehofft; aber im Allgemeinen hielten wir einen Krieg mit Frankreich als Folge der Ereigniſse jenes Jahres für unvermeidlich; so unvermeidlich, daß man da und dort unter uns die tadelnde Frage hören konnte, warum Preußen nicht schon früher, aus Anlaß des Luxemburger Handels z. B., den Krieg aufgenommen und die Sache zum Austrag gebracht habe? Nicht als hätten wir den Krieg gewollt, aber wir kannten die Franzoſen genug,

um zu wiſſen, daß ſie ihn wollen würden. Es iſt wie mit dem ſiebenjährigen Krieg als Folge der beiden ſchleſiſchen des großen Friedrich. Er hat denſelben auch nicht gewollt, aber er hat gewußt, daß Maria Thereſia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis ſie Bundesgenoſſen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrſcher, ein Volk, nicht ſo leicht; ſie werden Verſuche machen, es ſich zu erhalten, bis es ihnen entſchieden genommen iſt. So damals Oeſterreich, ſo jetzt Frankreich, beide Preußen gegenüber, dem, diesmal beſſer belehrt, das ganze außeröſterreichiſche Deutſchland zur Seite ſteht.

Frankreich iſt ſeit den Zeiten Richelieu's und Ludwigs XIV. gewohnt, die erſte Rolle unter den europäiſchen Nationen zu ſpielen, und durch Napoleon I. iſt es in dieſem Anſpruche beſtärkt worden. Derſelbe gründete ſich auf ſeine ſtarke politiſch-militäriſche Organiſation, noch mehr auf die claſſiſche Literatur, die ſich im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Frankreich entfaltet und ſeine Sprache, ſeine Bildung, zu weltbeherrſchenden gemacht hatte. Die nächſte Bedingung dieſer Herrſcherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutſchlands, das ſeiner Einheit getheilt, ſeiner Einigkeit zwieſpältig, ſeiner Beweglichkeit ſchwerfällig gegenüberſtand. Doch jede Nation hat ihre Zeit, und, wenn ſie rechter Art iſt, nicht bloß Eine. Die deutſche hatte die ihrige ſchon im 16. Jahrhundert, im Reformationszeitalter, gehabt; ſie hatte dieſen Vorſprung in der Folge theuer bezahlt durch die

Zerrüttungen eines dreißigjährigen Krieges, der sie nicht nur in politische Unmacht, sondern auch in geistige Verkommenheit zurückwarf; darum aber war es mit ihr noch lange nicht zu Ende. Sie ersah sich von neuem ihre Zeit. Sie fing es auf der Seite an, wo die französische nicht die Wurzeln ihrer Macht, aber die ihres Rechts zur europäischen Führerrolle gehabt hatte. Sie bildete sich im Stillen; sie erzeugte eine Literatur; sie ließ eine Reihe von Dichtern und Denkern aus sich hervorgehen, die den französischen Classikern des 17. und 18. Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig zur Seite traten. Mochten sie auch an Feinheit des Weltverstandes und der Weltbildung, an Klarheit und Eleganz der Form, die Franzosen nicht immer erreichen, so waren sie ihnen doch an Tiefe des Gedankens, an Wärme des Gemüthes überlegen; die Idee der Humanität, der harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur im Einzelnen wie im Zusammenleben, ist von der deutschen Literatur im letzten Viertel des vorigen und im ersten des jetzigen Jahrhunderts entwickelt worden.

Damit hatte Deutschland die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampfe mit England, noch immer fortführte. Aber entweder war Deutschlands literarischer Aufschwung eine taube Blüthe gewesen, oder es mußte demselben auch ein politischer folgen. In der napoleonischen Zeit hatte sich Frankreich ganz unmittelbar über Deutschland hergelegt; diese Last wurde abgeworfen in den Befreiungskämpfen der Jahre 1813 und 1814. Aber der

Grund unſerer Unmacht, der Mangel an politiſcher Einheit, wurde nicht gehoben. Im Gegentheil: war allerdings das deutſche Kaiſerthum ſchon längſt nur ein Schatten geweſen, ſo war jetzt auch dieſer Schatten geſchwunden. Deutſchland war ein buntes Aggregat größerer und kleinerer unabhängiger Staaten geworden. War freilich auch dieſe Unabhängigkeit ein bloßer Schein, ſo war ſie doch darin real genug, daß ſie jede ſtarke Action des Ganzen unmöglich machte; während der Bundestag, der die Einheit vorſtellen ſollte, ſein Daſein faſt nur durch Niederhaltung jeder freieren Regung in den einzelnen Staaten zu erkennen gab. Wenn Frankreich von neuem Luſt bekam ſich auf unſere Koſten zu vergrößern, ſo waren es nicht wir, ſo waren es Rußland und England in erſter Linie, die es ihm wehren mußten. Das fühlte man in Deutſchland wohl; es fühlten's die Männer der Freiheitskriege, die während der traurigen Reactionsjahre eine ganz andere Saat aufgehen ſahen, als ſie ausgeſtreut zu haben ſich bewußt waren; die Jugend fühlte es, die in den Gedanken und Liedern dieſer Kriege heranwuchs. Darum hatten auch die Einheitsbeſtrebungen dieſer nächſten Zeit etwas gar Jugendliches, Unreifes und Romantiſches an ſich. Die deutſche Idee ging als Spuk, als der Schatten des alten Kaiſers um. Daß die damaligen Machthaber auf Studentenverbindungen, auf die ſo unpraktiſchen demagogiſchen Umtriebe, wie man es hieß, ſo großes Gewicht legten, bewies nur, welch ein böſes Gewiſſen ſie hatten.

Das Gewitter Ihrer Julirevolution reinigte auch

bei uns einigermaßen die Luft, ohne uns doch wesentlich weiter zu bringen. Des Hinblickens auf die anders geartete Nation wurde jetzt zu viel, da doch jedes Volk vor allem in die eigenen Hände, die eigene Art und Geschichte blicken soll. In den Kammern unserer Kleinstaaten wurde es lebendig, manche tüchtige Kräfte regten sich: aber der beschränkte Raum engte auch ihren Gesichtskreis ein. Da Preußen und Oesterreich dem constitutionellen Wesen verschlossen blieben und in der Gegenwirkung gegen sein Ueberhandnehmen in den kleineren Staaten zusammenhielten, so galt in diesen der Widerstand gegen den Bundestag, den kläglichen Rest der deutschen Einheit, für Patriotismus. In die Länge freilich konnte man sich nicht verbergen, daß mit muthigen Kammerreden in den kleinen Staaten nichts gethan sei, so lange sich deren Regierungen auf den Bundestag, d. h. auf die beiden absoluten Großstaaten stützen konnten. Gedanken von einer Volksvertretung am Bunde tauchten auf; in Preußen geschah durch Zusammenberufung des vereinigten Landtags ein hoffnungsreicher, wenn auch nur halber Schritt: als abermals ein Stoß von Ihrer Seite, die Februarrevolution, in die deutsche Entwickelung eingriff. Diese französischen Anstöße waren für uns nur so lange verderblich, als sie uns schwach fanden; in dem Maße, als wir in uns selbst erstarkten, wurden sie uns immer förderlicher, so daß dieser letzte, der recht übel für uns gemeint war, uns heute schon gedeihlichere Folgen als alle früheren in Aussicht stellt. Der Stoß von 1848 traf uns in einem Augenblick, wo

man in den einzelnen deutſchen Staaten zum Gefühl der Fruchtloſigkeit aller particulariſtiſchen Beſtrebungen für Freiheit und Volkswohl gekommen war, und half nun mit einemmale dem Gedanken der deutſchen Einheit zum Durchbruch. In dem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutſchen Parlamente gab ſich dieſer Gedanke zum erſtenmal ein politiſches Organ, vor deſſen moraliſcher Autorität eine Zeitlang alle beſtehenden Particulargewalten zurücktreten mußten. Hatte aber der deutſche Einheitsgedanke während der zwanziger Jahre vorzugsweiſe in unſern Studenten gelebt, ſo könnte, wer ſcherzen wollte, ſagen, daß er 1848 an die Profeſſoren gekommen war; inſofern wenigſtens, als ja, wie ſchon öfter behauptet worden, in jedem gebildeten Deutſchen ein Stück von einem Profeſſor ſteckt. Genug, die Sache wurde theoretiſch ſehr gründlich, aber auch ſehr unpraktiſch angegriffen; man verlor mit Feſtſtellung von Grundrechten, mit Debattiren über Verfaſſungsparagraphen eine koſtbare Zeit; bis unvermerkt die realen Mächte wieder Kraft gewonnen hatten, und der ideale Bau des neuen Deutſchlands wie ein Wolkengebilde zerfloß.

Man hatte von ſolcher luftigen Höhe herab die deutſche Kaiſerkrone einem Fürſten angeboten, der, obwohl übrigens ſelbſt ein Wolkenmann, doch darin eine richtige Einſicht zeigte, daß er weder ſich für den rechten Träger noch dieſe Krone für eine tragbare erkannte. Die Verſuche, die er dann auf eigene Hand noch machte, einen Theil des damals Gebotenen ſich doch anzueignen, endigten noch kläglicher als der Verſuch des deutſchen Volkes, ſich ſelbſt neu

zu constituiren, geendet hatte. Während dieser Kämpfe hatte sich immer mehr der Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich als das Grundübel der deutschen Zustände herausgestellt. Während der Metternich'schen Zeiten war Preußen an Oesterreichs Schlepptau gegangen, und man hatte darin die Bürgschaft der Ordnung und Sicherheit gesehen; daß es jetzt immer ernstlichere Versuche machte, seinen eigenen Willen zu haben und eigene Zwecke zu verfolgen, war der österreichischen Politik ebenso unbequem als ungewohnt. Was daher von jetzt an Preußen in Deutschland schaffen oder weiterführen wollte, vom Zollverein angefangen, wurde von Oesterreich geheim und offen bekämpft; es trat für Deutschland der Zustand eines Wagens ein, dem ein Pferd vorn, ein anderes von gleicher Stärke hinten vorgespannt ist, und der daher nicht aus der Stelle kommt. Aber die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchse Persönlichkeiten vom rechten Zeuge und diese an der rechten Stelle finden. Der Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeuge, und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Es war zunächst sein preußischer Stolz, welcher Oesterreich für die von ihm über Preußen verhängten Demüthigungen Rache schwur; doch war ihm dabei nicht unbewußt, daß mit Preußen auch Deutschland geholfen sein würde. Aus Anlaß des Kampfes um Schleswig-Holstein gelang es einen Augenblick, die beiden Pferde neben einander zu spannen; doch kaum war

der nächſte Zweck erreicht, ſo ging der alte Gegenzug wieder an. Jetzt galt es, die Stränge zu zerhauen, die das hinten angeſpannte Pferd mit dem Wagen verbanden; dann mußte es dem vorderen ein leichtes ſein, ihn vorwärts zu bringen. Ein wahres Columbus-Ei, dieſer Gedanke; ein jeder ſchien ihn haben zu müſſen: und doch hat, wenn auch nicht bloß Einer ihn gehabt, doch nur Einer die rechten Mittel ergriffen, ihn ins Werk zu ſetzen.

Im Leben der Völker wie der Einzelnen finden ſich Erfolge, wo das von uns ſelbſt langeher Gewünſchte und Erſtrebte uns in ſo fremder Geſtalt entgegentritt, daß wir es nicht erkennen, uns wohl gar unmuthig und grollend davon abwenden. So war es mit dem preußiſch-öſterreichiſchen Kriege des Jahres 1866 und ſeinen Folgen: er brachte uns Deutſchen was wir lange gewollt hatten; aber er brachte es nicht ſo wie wir es gewollt hatten, und darum ſtieß es ein großer Theil des deutſchen Volkes von ſich. Wir hatten die Einigung Deutſchlands von der Idee, von dem Wunſche des Volks, den Gedanken ſeiner beſten Männer aus zu Stande bringen wollen: jetzt war ſie von Seiten der realen Macht, durch Blut und Eiſen, angebahnt. Wir hatten, wie ja die Idee hoch und weit fliegt, ſämmtliche deutſche Stämme in einer Reichsverfaſſung zuſammenſchließen wollen: jetzt waren, in Anbequemung an die Verhältniſſe der Wirklichkeit, nicht nur die Deutſchen in Oeſterreich, ſondern auch die ſüddeutſchen Mittelſtaaten draußen geblieben. Es hat Zeit gebraucht, bis der deutſche Idealismus, bis auch der deutſche Eigen-

ſinn ſich mit dem Gegebenen verſöhnte; aber die Macht, ich möchte ſagen die Vernunft, dieſes Gegebenen war ſo unwiderſtehlich, daß die beſſere Einſicht in kürzeſter Friſt die erfreulichſten Fortſchritte gemacht hat.

Was nicht am wenigſten beigetragen hat, auch dem Verblendetſten ein Licht aufzuſtecken, war die Art wie Frankreich ſich zu dieſen Ereigniſſen verhielt. Es hatte ſie geſchehen laſſen in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für ſeine Uebermacht zu ziehen; als es ſich in dieſer Rechnung getäuſcht ſah, konnte es ſeinen Verdruß nicht verhehlen. Von jetzt an konnten wir Deutſchen die Werthbeſtimmung unſerer politiſchen Verhältniſſe an der franzöſiſchen Schätzung reguliren; denn die Werthe erſchienen auf beiden Seiten geradezu entgegengeſetzt. An Frankreichs ſauern Mienen gegen Preußen und den Nordbund konnten wir ermeſſen, daß in beiden unſer Heil, an ſeinem Liebäugeln mit der ſüddeutſchen Sonderbündelei, daß hier unſer ſchlimmſter Schaden liege. Jede Bewegung welche Preußen machte, nicht die Südſtaaten zum Beitritt zu nöthigen, ſondern nur ihnen die Thür offen zu halten, wurde von Frankreich beargwohnt und zum Gegenſtande von Einreden gemacht; ſelbſt bei ſo gar nicht politiſchen Anläſſen, wie die Unterſtützung der Eiſenbahn über den Gotthard, krähte kampfluſtig der galliſche Hahn. Frankreich hat ſeit dem Sturze Napoleons dreimal ſeine Verfaſſung geändert: Deutſchland hat nie daran gedacht, ihm darein zu reden, es hat ſtets das Recht des Nachbars anerkannt,

ſein Haus im Innern nach Bedürfniß und Bequemlichkeit, oder auch nach Laune, umzubauen. Iſt denn nun, was wir Deutſchen 1866 und ſeitdem gethan, etwas anderes? Brachte, was wir in unſerem bis dahin notoriſch unwohnlichen Hauſe von Wänden einſchlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erſchütterung? drohte es ihm Licht und Luft zu ſchmälern? ſtellte es ihm Feuersgefahr in Ausſicht? Nichts von alledem; unſer Haus ſchien ihm nur zu ſtattlich zu werden, dieſem Nachbar; er wollte in der ganzen Straße das ſchönſte und höchſte Haus beſitzen, und hauptſächlich durfte das unſrige nicht zu feſt werden, wir ſollten es nicht verſchließen können, es ſollte ihm jederzeit unbenommen bleiben, wie er früher ſchon mehrmals gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Beſitz zu nehmen und zu ſeinem Hauſe zu ſchlagen. Und doch hatten wir diejenigen Theile unſeres Hauſes, welche der gewaltthätige Nachbar in früheren Zeiten ſich angeeignet, bei unſerem Umbau gar nicht in Anſpruch genommen, ſondern ſie ihm gelaſſen und die Sache als verjährt betrachtet; jetzt freilich, nachdem er an das Schwert appellirt hat, wachen auch dieſe alten Fragen wieder auf.

Frankreich will ſeinen europäiſchen Primat nicht aufgeben; nur wenn es auf dieſen ein Recht hat, hat es auch ein Recht, ſich in unſere inneren Angelegenheiten zu miſchen. Worauf ſtützt ſich denn aber ſein vermeintliches Recht auf jenen Primat? An Bildung hat ſich Deutſchland ihm längſt zum mindeſten gleichgeſtellt; die Eben-

bürtigkeit unſerer Literatur wird von den Vertretern der franzöſiſchen anerkannt; und um die Gleichmäßigkeit, womit vermöge eines geordneten Schulunterrichts Bildung und Sittigung alle Schichten unſeres Volks durchdringt, werden wir von den beſten Männern des franzöſiſchen beneidet. Die Ausſchließung der Reformation aus Frankreich, ſo viel ſie beigetragen hat, ſeine politiſche Macht zu verſtärken, ſo ſchwer hat ſie ſein geiſtiges und ſittliches Gedeihen geſchädigt. Aber auch in politiſcher Tüchtigkeit ſind wir den Franzoſen, wenn auch langſam, doch vollauf nachgekommen. Die Revolution von 1789 ſchien ihnen einen gewaltigen Vorſprung vor uns zu geben, wir danken ihr die Sprengung mancher Feſſel, die uns ſonſt wohl noch lange gedrückt haben dürfte; aber was wir ſeitdem in Frankreich geſehen haben, iſt nicht dazu angethan, uns von einer Wettbewerbung abzuſchrecken. Gemäßigte Regierungen ſcheinen dort nur dazu da zu ſein, um unterwühlt zu werden, ſich in Anarchie, wie dieſe ſofort in Deſpotismus, aufzulöſen; ob die conſtitutionelle Monarchie, in der auch Sie wie ich die einzig haltbare Staatsform für Europa (Ausnahmsſtellungen abgerechnet) ſehen, in Frankreich jemals feſte Wurzeln werde treiben können, haben ja auch Sie ſelbſt in Ihrer trefflichen Schrift über dieſen Gegenſtand bezweifelt, wenigſtens es mehr gewünſcht als gehofft.

Daß ich die vielen guten Eigenſchaften der franzöſiſchen Nation nicht verkenne, daß ich in ihr ein weſentliches und unentbehrliches Glied der europäiſchen Völkerfamilie, ein vielfach wohlthätiges Ferment in dieſer Miſchung ſehe,

das brauche ich Ihnen, hochgeehrter Herr, so wenig erst zu versichern, als Sie mich der gleichen unparteiischen Schätzung der deutschen Nation und ihrer Vorzüge zu versichern brauchen. Aber Nationen wie Individuen haben als Kehrseite ihrer Vorzüge auch ihre Fehler, und in Bezug auf diese haben unsere beiden Nationen seit Jahrhunderten eine sehr verschiedene, ja entgegengesetzte Erziehung genossen. Wir Deutschen haben in der harten Schule des Unglücks und der Schmach, wobei großentheils Ihre Landsleute unsere unnachsichtigen Schul- und Zuchtmeister waren, unsere Grund- und Erbfehler, unsere Träumerei, unsere Langsamkeit und vor allem unsere Uneinigkeit als das erkennen gelernt was sie sind, als die Hindernisse jedes nationalen Gedeihens; wir haben uns zusammengenommen, gegen diese Untugenden gekämpft und sie immer mehr von uns abzuthun gesucht. Dagegen sind die französischen Nationalfehler von einer Reihe französischer Herrscher großgezogen, lange Zeit vom Erfolg aufgeschwellt und auch vom Unglück nicht abgetrieben worden. Das Trachten nach Glanz und Ruhm, die Neigung, denselben, statt durch stille Arbeit im Innern, durch laute abenteuernde Unternehmungen nach außen zu erreichen, die Anmaßung an der Spitze der Nationen zu stehen und die Sucht sie zu bevormunden und auszubeuten — diese Untugenden, die in der gallischen Art liegen mögen, wie die oben bezeichneten in der germanischen, sind von Ludwig XIV., von dem ersten und dem hoffentlich letzten Napoleon in einer Weise aufgefüttert worden, daß der Nationalcharakter

dabei den tiefſten Schaden genommen hat. Die gloire insbeſondere, die noch jüngſt einer Ihrer Miniſter das erſte Wort der franzöſiſchen Sprache genannt hat, iſt vielmehr ihr ſchlechteſtes und verderblichſtes, das die Nation gut thun würde für eine Zeitlang ganz aus ihrem Wörterbuche zu ſtreichen; iſt ſie doch das goldene Kalb, um das dieſe ſeit Jahrhunderten ihre Tänze aufführt; der Moloch, dem ſie ſo viele Tauſende ihrer Söhne und der Söhne ihrer Nachbarvölker zum Opfer gebracht hat, und eben jetzt wieder bringt; das Irrlicht, das ſie von gedeihlichen Arbeitsfeldern hinweg immer wieder in die Wüſte und oft genug an den Rand des Abgrundes gelockt hat. Und während jene frühern Herrſcher, Napoleon I. insbeſondere, von dieſem nationalen Dämon ſelbſt auch beſeſſen, mithin bei ihren wenn auch ungerechten Kriegen doch gewiſſermaßen naiv waren, iſt es bei dem jetzigen Napoleon die bewußte raffinirte Abſicht, zu den Zwecken kalter Selbſtſucht die Nation irre zu führen, ihre Aufmerkſamkeit von der ſittlichen und politiſchen Verkommenheit im Innern nach außen abzulenken, was ihn die nationale Leidenſchaft der Glanz-, Ruhm- und Raubſucht fort und fort ſchüren heißt. Es iſt ihm gegen Rußland in der Krim, gegen Oeſterreich in Italien gelungen; in Mexico hat er empfindliches Mißgeſchick gehabt; gegenüber Preußen den rechten Zeitpunkt verpaßt; zu Anfang dieſes Jahres konnte man einen Augenblick meinen, es ſei ihm Ernſt damit, von dieſer Straße ab auf die der innern Reformen im Sinne vernünftiger Freiheit und Wirthſchaftlichkeit einzulenken; bis

der Rückgriff zum Plebiscit alle Welt belehrte, daß er der alte geblieben sei. Von da an war auch für Deutschland alles zu fürchten — oder daß ich besser rede, alles zu hoffen.

Die Einheit, die er hintertreiben wollte, jetzt haben wir sie; die unerhörte Anmaßung, die in dem Ansinnen an den König von Preußen lag, war dem geringsten Bauer in der Mark wie den Königen und Herzogen südlich des Mains gleich verständlich und unerträglich; wie ein Sturm wehte der Geist der Jahre 1813 und 1814 durch alles deutsche Land, und bereits haben die ersten Kriegserfolge uns ein Pfand gegeben, daß einer Nation, die nur für dasjenige kämpft, wozu sie das Recht und die Macht in sich fühlt, der Erfolg unmöglich fehlen kann. Dieser Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß fortan nicht mehr ein unruhiger Nachbar nach Belieben uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben, und erst wenn diese gegeben sind, wird von einem freundlichen Einvernehmen, von einem einträchtigen Zusammenwirken der beiden Nachbarvölker an allen Arbeiten der Cultur und Humanität die Rede sein können; dann aber auch erst, wenn dem französischen Volke der falsche Weg versperrt ist, wird es in der Lage sein, Stimmen wie der Ihrigen das Ohr zu öffnen, die es von jeher auf den rechten, den Weg der redlichen Arbeit an sich selbst, der Zucht und Sitte, hingewiesen haben.

Ich bin weitläufiger geworden als ich eigentlich wollte und als am Ende auch schicklich ist; allein unsere deutschen Zustände und Bestrebungen zeigen sich dem Fremden so gerne nur im Nebel, und um diesen ein wenig zu zertheilen, ist einiges Ausholen unvermeidlich. Noch weniger schicklich werden Sie es vielleicht finden, daß Ihnen diese Zeilen gedruckt statt geschrieben zukommen. Gewiß würde ich in gewöhnlichen Zeiten erst Ihre Genehmigung eingeholt haben; bis aber unter den jetzigen Umständen mein Gesuch in Ihre, und Ihre Antwort in meine Hände käme, wäre der rechte Augenblick vorbei; und ich denke doch, es sei nicht übel gethan, wenn in dieser Krisis zwei Männer aus beiden Nationen, deren jeder in der seinigen unabhängig und dem politischen Parteitreiben ferne steht, sich über die Ursachen und die Bedeutung des Kampfes freimüthig und doch ohne Leidenschaft gegeneinander aussprechen. Denn erst dann wird diese meine Aeußerung mir ihren wahren Werth zu haben scheinen, wenn sie Ihnen zu einer ähnlichen von Ihrem Standpunkt aus Veranlassung gibt.

Unterdessen, mein Herr, genehmigen Sie die Versicherung der aufrichtigen Verehrung, die Sie kennen, und erhalten unter allem Kriegsgetümmel Ihre freundliche Zuneigung

Ihrem ergebensten

D. F. Strauß.

Rorschach am Bodensee, 12. Aug. 1870.

II.

Renan an Strauß.

Werther und gelehrter Herr!

Ihre erhabenen und philoſophiſchen Worte ſind in einem Zeitpunkte, wo alle Mächte der Hölle entfeſſelt ſchienen, wie eine Friedensbotſchaft zu uns gekommen; ſie ſind uns überaus tröſtlich geweſen, mir vor allen, der ich Deutſchland verdanke, was ich am höchſten ſchätze, meine Philoſophie, ich kann beinahe ſagen, meine Religion. Ich war im Seminar zu St. Sulpice, um's Jahr 1843, als ich anfing, Deutſchland kennen zu lernen durch die Schriften von Goethe und Herder. Ich glaubte in einen Tempel zu treten, und von dem Augenblick an machte mir alles, was ich bis dahin für eine der Gottheit würdige Pracht gehalten hatte, nur noch den Eindruck welker und vergilbter Papierblumen. So hat mich auch, wie ich Ihnen im erſten Augenblicke der Feindſeligkeiten geſchrieben habe, dieſer Krieg mit Schmerz erfüllt, zunächſt um des entſetzlichen Unglücks willen, das er nothwendig nach ſich ziehen mußte, dann um des Haſſes, um der ungerechten

Urtheile willen, die er verbreiten, und des Nachtheils, den er den Fortschritten der Wahrheit bringen wird. Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland nicht versteht und Deutschland Frankreich nicht: dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Man bekämpft den Fanatismus auf der einen Seite durch den gleichen Fanatismus auf der anderen; nach dem Kriege werden wir uns Gemüthern gegenüber befinden, die durch die Leidenschaft verengt, für die Weite und Freiheit unseres Gesichtskreises verdorben sind.

Ihre Gedanken über den Entwicklungsgang der deutschen Einheit finde ich vollkommen richtig. In dem Augenblick, als ich die Numer der Allgemeinen Zeitung erhielt, worin Ihr schönes Schreiben abgedruckt ist, war ich gerade beschäftigt, für die Revue des deux mondes einen Artikel zu verfassen, der in diesen Tagen erscheinen wird, worin ich Ansichten entwickelte, die mit den Ihrigen durchaus zusammentreffen. Es ist klar, wenn man einmal den Grundsatz der dynastischen Legitimität aufgegeben hat, so gibt es für die territoriale Abgrenzung der Staaten keine andere Grundlage mehr, als das Recht der Nationalitäten, d. h. der natürlichen Gruppen, wie sie durch Race, Geschichte und den Willen der Bevölkerungen bestimmt sind. Und wenn es irgend eine Nationalität gibt, die ein augenscheinliches Recht hat, in all ihrer Unabhängigkeit zu existiren, so ist dieß sicher die deutsche. Deutschland hat den besten nationalen Rechtstitel, nämlich eine geschichtliche Rolle von höchster Bedeutung, eine Seele,

möchte ich ſagen, eine Literatur, Männer von Genie, eine eigenthümliche Auffaſſung göttlicher und menſchlicher Dinge. Deutſchland hat die bedeutendſte Revolution der neueren Zeiten, die Reformation, gemacht; außerdem hat ſich in Deutſchland ſeit einem Jahrhundert eine der ſchönſten geiſtigen Entwicklungen vollzogen, welche die Geſchichte kennt, eine Entwicklung, die, wenn ich den Ausdruck wagen darf, dem menſchlichen Geiſt an Tiefe und Ausdehnung eine Stufe zugeſetzt hat, ſo daß, wer von dieſer neuen Entwicklung unberührt geblieben, zu dem der ſie durchgemacht hat, ſich verhält, wie einer der nur die Elementarmathematik kennt, zu dem der im Differentialcalcul bewandert iſt.

Daß eine ſo große geiſtige Kraft, mit ſo viel Sittlichkeit und Ernſt verbunden, eine entſprechende politiſche Bewegung hervorbringen mußte, daß das deutſche Volk berufen war, auf dem Felde der äußern Verhältniſſe, der materiellen und praktiſchen Intereſſen, eine Geltung zu gewinnen, die ſeiner Bedeutung auf dem geiſtigen Felde entſprach, das war für jeden Einſichtigen, von Gewohnheit und oberflächlicher Parteinahme Unverblendeten offenbar. Was die Rechtmäßigkeit der Wünſche Deutſchlands vollends außer Zweifel ſtellte, war der Umſtand, daß ſein Drang nach Einheit eine Vorſichtsmaßregel war, veranlaßt durch die beklagenswerthen Thorheiten des erſten Kaiſerreichs; Thorheiten, die von aufgeklärten Franzoſen ebenſo verworfen werden, wie von den Deutſchen, aber gegen deren Wiederkehr es gut war ſich zu ſchützen, da

gewisse Leute noch immer unbesonnen genug sind, diese Erinnerungen zu pflegen.

Ich kann Ihnen sagen, daß im Jahr 1866 wir (ich spreche hier im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit großer Freude den Anfang begrüßt haben, den Deutschland machte, sich als eine Macht ersten Ranges zu constituiren. Nicht als hätte es uns besser als Ihnen behagt, diesen großen und glücklichen Erfolg durch das preußische Heer herbeigeführt zu sehen. Sie haben besser als irgend einer gezeigt, wie viel fehlt, daß Preußen Deutschland wäre. Aber gleichviel; wir dachten hierüber wie vermuthlich auch Sie, daß nämlich die deutsche Einheit, nachdem sie durch Preußen zu Stande gekommen, Preußen in sich auflösen würde, gemäß dem allgemeinen Gesetze, wornach der Sauerteig in der Masse verschwindet, die er in Gährung gesetzt hat. An die Stelle dieses anmaßlichen und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen so oft mißfällt, sahen wir allmählig und endgültig den deutschen Geist mit seiner wundervollen Weite, seinem poetischen und philosophischen Anhauche treten. Was für unsere liberalen Instincte abstoßend war in einem feudalen wenig parlamentarischen Lande, mit einem Adel voll beschränkter Orthodoxie und Vorurtheilen jeder Art, das vergaßen wir wie Sie es vergaßen, um in der weiteren Zukunft nur Deutschland zu sehen, d. h. eine große freisinnige Nation, bestimmt, die politischen, religiösen und socialen Fragen um einen entscheidenden Schritt weiter zu fördern, und vielleicht dasjenige zu Stande zu bringen,

was wir in Frankreich bis jetzt ohne Erfolg versucht haben: eine vernünftige und begriffsmäßige Organisation des Staats.

Wie sind diese Träume getäuscht worden! wie haben sie der bittersten Wirklichkeit Platz gemacht! Ich habe meine Gedanken über diesen Punkt in der Revue entwickelt; ich kann sie in zwei Worte fassen. Man mag die Fehler der französischen Regierung so groß machen als man will; aber ungerecht wäre es, außer Acht zu lassen, wie tadelnswerth in vielen Stücken auch das Benehmen der preußischen Regierung gewesen ist. Sie wissen, daß 1865 die Plane des Herrn von Bismarck dem Kaiser Napoleon III. mitgetheilt wurden, der ihnen im allgegemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung aus der Ueberzeugung floß, daß die Einheit Deutschlands eine geschichtliche Nothwendigkeit und daß zu wünschen sei, diese Einheit möchte sich in freundlichem Einverständniß mit Frankreich gestalten, so hatte der Kaiser dreimal Recht. Es ist mir persönlich bekannt, daß etwa einen Monat vor dem Beginn der Feindseligkeiten von 1866 Napoleon III. an den Erfolg Preußens glaubte, ja daß er denselben wünschte. Unglücklicherweise war es das Zaudern, die Neigung, einander widersprechende Kundgebungen sich folgen zu lassen, was in diesem wie in mehreren Fällen dem Kaiser verderblich wurde. Der Sieg von Sadowa trat ein, ohne daß etwas vereinbart war. Unbegreifliche Wandelbarkeit! Irregeführt durch die Großsprechereien der Kriegspartei, verwirrt durch die Vorwürfe

der Opposition, ließ der Kaiser sich verleiten, ein Ergebniß als Niederlage zu betrachten, das für ihn ein Sieg hätte sein müssen, und das er in jedem Falle gewollt und herbeigeführt hatte.

Wenn der Erfolg alles rechtfertigt, ist die preußische Regierung vollkommen freigesprochen; aber wir beide, mein Herr, sind Philosophen, wir haben die Naivetät zu glauben, daß auch der Sieger Unrecht gehabt haben kann. Die preußische Regierung hatte von Napoleon III. und von Frankreich ein stillschweigendes Bündniß nachgesucht und angenommen. Obwohl nichts festgestellt war, schuldete sie doch dem Kaiser und Frankreich Beweise von Dankbarkeit und Sympathie. Einer von Ihren Landsleuten, der in diesem Augenblicke gegen Frankreich mehr Leidenschaft zeigt, als ich an einem Manne von Lebensart gerne sehe, sagte mir in dem Zeitpunkte von dem die Rede ist, Deutschland sei Frankreich eine große Erkenntlichkeit schuldig für den reellen, wenn auch nur negativen Antheil, den letzteres an seiner Begründung gehabt habe. Geleitet durch einen Stolz, der in Zukunft noch verdrießliche Folgen haben wird, dachte das Berliner Kabinet hierüber anders. Gewiß haben territoriale Vergrößerungen, wenn es sich um eine Nation handelt, die bereits 30 bis 40 Millionen zählt, wenig Bedeutung; die Erwerbung von Savoyen und Nizza ist für Frankreich mehr lästig als nützlich gewesen. Dennoch kann man bedauern, daß die preußische Regierung in der Luxemburger Angelegenheit von der Strenge ihrer Ansprüche nichts nachgelassen hat.

Die Abtretung Luxemburgs an Frankreich hätte Frankreich nicht größer, Deutschland nicht kleiner gemacht; aber diese unbedeutende Concession wäre hinreichend gewesen, die oberflächliche Meinung zu befriedigen, die in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts geschont sein will, und hätte der französischen Regierung möglich gemacht, ihren Rückzug zu maskiren. An dem größten Kreuzfahrerschlosse, das in Syrien noch vorhanden ist, dem Kalaat-el-hosn, sieht man, in schönen Buchstaben aus dem 12. Jahrhundert, folgende Inschrift, die das Haus der Hohenzollern auf das Wappenschild aller seiner Schlösser eingraben lassen sollte:

Sit tibi copia,	Inquinat omnia
Sit sapientia,	Sola superbia,
Formaque detur:	Si comitetur.

Darum kann in Betracht der entfernten Kriegsursachen ein unparteiischer Sinn die Vorwürfe zwischen der französischen und der preußischen Regierung beinahe gleich theilen. Was die nächste Ursache, jenen beklagenswerthen diplomatischen Zwischenfall, oder vielmehr jenes grausame Spiel beleidigter Eitelkeiten anlangt, die, um elende Diplomatenstreitigkeiten zu rächen, alle Geißeln über das menschliche Geschlecht losgelassen haben, so wissen Sie, wie ich davon denke. Ich befand mich in Tromsoë, wo ich in der glänzendsten Schneelandschaft der Polarmeere mich auf die Todteninseln unsrer keltischen und germanischen Vorfahren träumte, als ich jene schreckliche Nachricht erhielt: nie habe ich so wie an diesem Tage das unselige

Schickſal verwünſcht, das unſer armes Vaterland dazu verdammt zu haben ſcheint, immer nur von Unwiſſenheit, Dünkel und Unfähigkeit geleitet zu ſein.

Dieſer Krieg, man mag ſagen was man will, war keineswegs unvermeidlich. Frankreich wollte in keiner Art den Krieg. Man darf in dieſen Dingen nicht nach den Rednereien der Journale und dem Geſchrei der Boulevards urtheilen. Frankreich iſt gründlich friedliebend, ſeine Neigungen ſind der Ausbeutung ſeiner unerſchöpflichen Reichthumsquellen und den demokratiſchen und ſocialen Fragen zugewendet. Der König Ludwig Philipp hatte das Wahre in dieſem Punkte mit ſehr richtigem Sinne geſehen. Er erkannte, daß Frankreich mit ſeiner ewigen Wunde, die ſtets bereit iſt ſich wieder zu öffnen (dem Mangel einer Dynaſtie oder einer allgemein angenommenen Verfaſſung) den großen Krieg nicht führen könne. Eine Nation, die ihr Programm erfüllt und die Gleichheit erreicht hat, kann unmöglich mit jungen Völkern kämpfen, die noch voll von Illuſionen und im friſchen Feuer ihrer Entwicklung ſind. Glauben Sie mir, die einzigen Urſachen des Krieges ſind die Schwäche unſrer conſtitutionellen Einrichtungen und die verderblichen Rathſchläge, die von dünkelhaften und beſchränkten Militärs, von eiteln oder unwiſſenden Diplomaten dem Kaiſer gegeben wurden. Das Plebiſcit hat damit nichts zu thun; im Gegentheil, dieſe ſeltſame Kundgebung, welche zeigte, daß die Napoleoniſche Dynaſtie ihre Wurzeln bis in die innerſten Eingeweide des Landes getrieben hatte, mußte glauben machen, der Kaiſer würde

sich fortan mehr und mehr von dem Gebahren eines verzweifelten Spielers lossagen. Ein Mann, der großen Grundbesitz sein eigen nennt, scheint uns weniger veranlaßt, alles auf Einen Wurf zu setzen, als der, dessen Reichthum zweifelhaft ist. In der That, um die Gefahren eines Brandes zu beseitigen, genügte es zu warten. Wie viele Fragen in den Angelegenheiten dieses armen Menschengeschlechts wollen dadurch gelöst sein, daß man sie nicht löst. Nach Verfluß von etlichen Jahren ist man ganz überrascht, daß die Frage gar nicht mehr vorhanden ist. Hat es jemals einen Nationalhaß gegeben, wie den, der sechs Jahrhunderte lang Frankreich und England geschieden hat? Noch vor 25 Jahren, unter Ludwig Philipp, war dieser Haß ziemlich stark, alle Welt erklärte, er könne nur in Krieg endigen: er ist wie mit einem Zauberschlage verschwunden.

Natürlich, mein werther Herr, haben seit der verhängnißvollen Stunde die einsichtsvollen Liberalen hier zu Lande nur den einen Wunsch, geend'gt zu sehen, was niemals hätte angefangen werden sollen. Frankreich hatte tausendmal Unrecht, sich der innern Entwicklung Deutschlands widersetzen zu wollen; aber Deutschland würde einen nicht minder schweren Fehler begehen, wenn es die Integrität Frankreichs antasten wollte. Hat man die Absicht, Frankreich zu Grunde zu richten: nichts besser erdacht, als ein solcher Plan; verstümmelt würde Frankreich in Krämpfe gerathen und zu Grunde gehen. Wer, wie einige Ihrer Landsleute, der Meinung ist, Frankreich müsse aus

der Zahl der Völker getilgt werden, der iſt nur folgerichtig, wenn er ſeine Verkleinerung verlangt; er ſieht ſehr wohl, daß dieſe Verkleinerung ſein Ende ſein würde. Wer dagegen, wie Sie, die Ueberzeugung hat, daß Frankreich für die Harmonie der Welt unentbehrlich iſt, der hat die Folgen wohl zu erwägen, die eine Zerſtückelung deſſelben nach ſich ziehen würde. Ich kann hier mit einer Art von Unparteilichkeit ſprechen. Ich habe mich mein Leben lang beſtrebt, ein guter Patriot zu ſein, ſoweit ein rechtſchaffener Mann es ſein ſoll, doch zu gleicher Zeit vor dem übertriebenen Patriotismus als einer Urſache des Irrthums mich in Acht zu nehmen. Zudem iſt meine Philoſophie der Idealismus: wo ich das Gute, Schöne, Wahre ſehe, da iſt mein Vaterland. Im Namen der wahren ewigen Intereſſen des Ideals würde ich troſtlos ſein, wenn Frankreich nicht mehr exiſtiren ſollte. Frankreich iſt nöthig als Proteſtation gegen Pedantismus, Dogmatismus, engherzigen Rigorismus. Sie, der Voltaire ſo gut begriffen hat, müſſen das begreifen. Der Leichtſinn, den man uns vorwirft, iſt in ſeinem Grunde ernſthaft und anſtändig. Beachten Sie, daß, wenn unſre Geiſtesart mit ihren Vorzügen und Mängeln verſchwinden würde, das menſchliche Bewußtſein ſicherlich ärmer gemacht wäre. Mannigfaltigkeit iſt nöthig, und die erſte Pflicht des Menſchen, der mit wahrhaft frommem Sinn in die Plane der Gottheit eingeht, iſt die Duldſamkeit, ja ſelbſt die Achtung für die providentiellen Organe des geiſtigen Lebens der Menſchheit, die ihm am wenigſten

gleichartig und ſympathiſch ſind. Ihr berühmter Mommſen hat vor wenigen Tagen in einem Briefe, der uns einigermaßen betrübt hat, unſre Literatur dem ſchlammigen Waſſer der Seine verglichen und gemeint, man ſollte die Welt vor ihr wie vor einem Gifte bewahren. Wie? dieſer ſtrenge Gelehrte kennt alſo unſre burlesken Journale und unſer thörichtes kleines Poſſentheater? Seien Sie verſichert, daß hinter der marktſchreieriſchen und elenden Literatur, die bei uns wie überall den Beifall des Haufens hat, es noch ein ſehr ausgezeichnetes Frankreich gibt, verſchieden von dem Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts, und doch deſſelben Stammes: für's Erſte eine Gruppe von Männern des höchſten Werthes und von vollkommenem Ernſte; dann eine ausgewählte Geſellſchaft, liebenswürdig und ernſthaft zugleich, fein, tolerant, eine Geſellſchaft die alles weiß ohne etwas gelernt zu haben, die das letzte Ergebniß jeder Philoſophie inſtinctmäßig vorausahnt. Hüten Sie ſich, dieſes Element zu verletzen. Frankreich, ein ſehr gemiſchtes Land, hat das Eigene, daß gewiſſe germaniſche Pflanzen darin oft beſſer als in ihrem heimiſchen Boden gedeihen; es ließe ſich das durch Beiſpiele aus unſrer Literargeſchichte des 12. Jahrhunderts belegen, durch die mittelalterlichen Heldengeſänge, die ſcholaſtiſche Philoſophie, die gothiſche Baukunſt. Sie ſcheinen zu glauben, daß durch gewiſſe radicale Maßregeln die Verbreitung der geſunden germaniſchen Ideen erleichtert werden würde. Täuſchen Sie ſich nicht: dieſe Propaganda wäre dann vielmehr rein

abgeschnitten; das Land würde sich mit Wuth in seine nationalen Bahnen, seine eigenthümlichen Fehler stürzen. „Um so schlimmer für Frankreich!" werden Ihre Ultras sagen. „Um so schlimmer für die Menschheit!" werde ich hinzusetzen. Die Unterdrückung oder das Schwinden eines Gliedes setzt den ganzen Körper in Mitleidenschaft.

Die Stunde ist feierlich. Es gibt in Frankreich zwei Strömungen der Meinung. Die einen räsonniren so: „Machen wir diesem verhaßten Handel so rasch wie möglich ein Ende; treten wir alles ab, Elsaß, Lothringen; unterzeichnen wir den Frieden; dann aber Haß auf den Tod, Vorbereitungen ohne Rast, Allianz mit wem es sich trifft, unbegrenzte Nachgiebigkeit gegen alle russischen Anmaßungen; ein einziges Ziel, eine einzige Triebfeder für das Leben: Vertilgungskampf gegen die germanische Race." Andre sagen: „Retten wir Frankreichs Integrität, entwickeln wir die constitutionellen Einrichtungen, machen wir unsre Fehler gut, nicht indem wir Rache träumen für einen Krieg, worin wir die ungerechten Angreifer waren, sondern indem wir mit Deutschland und England ein Bündniß schließen, dessen Wirkung sein wird, die Welt auf dem Wege der freien Gesittung weiter zu führen." Deutschland wird entscheiden, ob Frankreich diese oder jene Politik erwählen wird; es wird damit zugleich über die Zukunft der Gesittung entscheiden.

Ihre hitzigen Germanisten berufen sich darauf, das Elsaß sei ein deutsches Land, unrechtmäßiger Weise vom deutschen Reiche abgerissen. Bemerken Sie, wie die Na-

tionalitäten sämmtlich nur gleichsam in Bausch und Bogen miteinander abgefunden sind; fängt man einmal an, in dieser Art über die Ethnographie jedes Gaues zu räsonniren, so öffnet man endlosen Kriegen Thür und Thor. Schöne französisch redende Provinzen bilden keinen Bestandtheil von Frankreich, und das ist sehr vortheilhaft, für Frankreich selbst. Slavische Länder gehören zu Preußen. Diese Unregelmäßigkeiten sind der Civilisation sehr förderlich. Die Vereinigung des Elsasses mit Frankreich z. B. ist eines der Ereignisse, die der Propaganda des Germanismus am meisten Vorschub geleistet haben; das Elsaß ist das Thor, durch welches die Ideen, die Methoden, die Bücher aus Deutschland in der Regel eingehen, um zu uns zu gelangen. Es ist außer Streit, wollte man das elsässische Volk befragen, so würde eine unermeßliche Majorität sich für das Verbleiben bei Frankreich aussprechen. Ist es Deutschlands würdig, sich mit Gewalt eine widersetzliche, erbitterte, vollends seit der Verwüstung Straßburgs unversöhnlich gewordene Provinz anzueignen? Man ist in der That zuweilen betroffen von der Kühnheit Ihrer Staatsmänner. Der König von Preußen scheint im Zuge, sich die Lösung der französischen Frage aufzubürden, Frankreich eine Regierung geben und diese demgemäß auch aufrecht erhalten zu wollen. Kann man muthwilligerweise nach einer solchen Last verlangen? Wie ist es möglich, nicht einzusehen, daß die Consequenz dieser Politik wäre, Frankreich für ewige Zeiten mit 3 bis 400,000 Mann besetzt zu halten? Deutsch-

land will also mit dem Spanien des 16. Jahrhunderts wetteifern? Und seine große und hohe Geistesbildung, was sollte aus ihr bei solchem Spiele werden? Es nehme sich in Acht, daß nicht eines Tags, wenn man die ruhmvollsten Tage der germanischen Race bezeichnen will, man der Periode ihrer Militärherrschaft, die vielleicht durch geistige und sittliche Erniedrigung bezeichnet sein wird, die ersten Jahre unsres Jahrhunderts vorziehe, wo sie, äußerlich besiegt, erniedrigt, der Welt die höchste Offenbarung der Vernunft gab, welche die Menschheit bis dahin gekannt hatte.

Man muß erstaunen, daß einige Ihrer besten Geister dieß nicht einsehen, und besonders, daß sie gegen eine europäische Intervention in diesen Fragen sind. Der Friede kann, so scheint es, nicht direct zwischen Frankreich und Deutschland geschlossen werden; er kann nur das Werk Europa's sein, das den Krieg mißbilligt hat, und wollen muß, daß kein Glied der europäischen Familie allzusehr geschwächt werde. Sie sprechen mit gutem Rechte von Garantien gegen die Wiederkehr ungesunder Gelüste; aber welche Garantie könnte stärker sein, als wenn Europa von neuem die gegenwärtigen Grenzen sanctionirte und jedem Theile untersagte, an eine Verrückung der durch die alten Verträge gesetzten Marksteine zu denken? Jede andere Lösung würde das Thor offen lassen für Rachehandlungen ohne Ende. Wenn Europa dieß thut, so wird es für die Zukunft den Keim der fruchtbarsten Institution gelegt haben, einer Centralautorität, meine ich,

einer Art von Congreß der vereinigten europäischen Staaten, der den Nationen Recht spricht, sich über sie stellt und das Nationalitätsprincip durch das Princip der Föderation regulirt. Bis auf unsere Tage hat diese Centralmacht der europäischen Gemeinschaft sich nur wirksam gezeigt in vorübergehenden Coalitionen gegen das Volk, das auf Universalherrschaft Anspruch machte; es wäre gut, wenn sich eine permanente und präventive Coalition bildete zur Aufrechthaltung der großen gemeinsamen Interessen, die doch zuletzt die der Vernunft und Civilisation sind.

Das Princip der europäischen Föderation kann so eine Grundlage der Vermittlung bilden, ähnlich derjenigen, die im Mittelalter die Kirche bot. Man ist bisweilen versucht, eine verwandte Rolle den demokratischen Tendenzen und der Bedeutung zu leihen, die in unsern Tagen die socialen Probleme gewinnen. Die Bewegung der zeitgenössischen Geschichte besteht darin, daß die patriotischen Fragen auf der einen Seite und die demokratisch-socialen auf der andern sich die Wage halten. Diese letzteren Probleme haben eine Seite der Berechtigung und werden in gewissem Sinne vielleicht die großen Friedensstifter der Zukunft sein. Es ist gewiß, daß die demokratische Partei, ihrer Verirrungen ungeachtet, sich mit Aufgaben beschäftigt, die höher liegen als das Vaterland; die Anhänger dieser Partei reichen sich die Hände über alle Scheidewände der Nationalitäten hinüber und zeigen große Gleichgültigkeit gegen die Fragen des Ehrenpunkts, die vor allen den Adel und die Militärs berühren. Die Tausende von

armen Leuten, die sich jetzt gegenseitig morden für eine Sache, die sie nur halb verstehen, hassen sich nicht, sie haben gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Interessen. Daß sie dereinst dahin kommen werden, sich zu verständigen und sich die Hände zu reichen trotz ihrer Anführer, das ist ohne Zweifel ein Traum; es läßt sich indeß mehr als ein Weg vorhersehen, auf dem Preußens maßlose Politik derartigen Ideen einen von ihm ungeahnten Vorschub leisten kann. Es ist schwer denkbar, daß diese Wuth einer Handvoll Menschen, der Ueberreste alter Aristokratien, noch lange im Stande sein sollte, Massen friedlicher Bevölkerungen zur Schlachtbank zu führen, die auf dem Standpunkt einer ziemlich vorgerückten demokratischen Denkart angekommen und mehr oder minder mit ökonomischen Ideen (ihnen sind sie heilig) getränkt sind, deren Eigenthümliches eben darin besteht, daß sie gegen die nationalen Rivalitäten gleichgültig machen.

Ach, mein theurer Herr, wie gut hat Jesus gethan, ein Reich Gottes zu gründen, eine Welt, erhaben über Haß, Eifersucht und Stolz, wo der Geachtetste nicht wie in der traurigen Zeit, worin wir leben, derjenige ist, der am meisten Uebles thut, der schlägt, tödtet, beschimpft, der größte Lügner, der Unehrlichste, Ungezogenste, der Mißtrauischste und Treuloseste, der Fruchtbarste an bösen Anschlägen, an teuflischen Ideen ist, am wenigsten Mitleid und Verzeihung kennt, am wenigsten Lebensart hat, der seinen Gegner überrascht und ihm die schlimmsten Streiche spielt; sondern der Sanfteste, der Bescheidenste,

der am meiſten aller Dreiſtigkeit, aller Prahlerei und Härte fern iſt, der aller Welt den Vortritt läßt, der ſich als den Letzten betrachtet. Der Krieg iſt ein Gewebe von Sünden, ein widernatürlicher Zuſtand, wo man das als ſchöne Handlung empfiehlt, was man zu jeder andern Zeit als Fehler und Verbrechen meiden heißt; wo es Pflicht iſt, ſich über das Unglück des Andern zu freuen, wo derjenige, der Gutes für Böſes thun, der die evangeliſche Vorſchrift, Unrecht zu verzeihen, ſich ſelbſt zu erniedrigen, üben wollte, abgeſchmackt und ſelbſt tadelnswerth erſcheinen würde. Was den Eintritt in Walhalla eröffnet, verſchließt den in das Reich Gottes. Haben Sie bemerkt, daß weder in den acht Seligkeiten, noch in der Bergpredigt, noch ſonſt im Evangelium, noch in der ganzen urchriſtlichen Literatur ein Wort ſich findet, das die kriegeriſchen Tugenden unter denjenigen aufführte, die das Himmelreich gewinnen?

Beſtehen wir auf dieſen großen Friedenslehren, die den Menſchen entgehen, die, von ihrem Stolze bethört, durch ihre ewige und ſo unphiloſophiſche Todesverachtung fortgeriſſen ſind. Niemand hat das Recht, gegen das Unglück ſeines Vaterlandes gleichgültig zu ſein; aber der Philoſoph wie der Chriſt hat immer Gründe, zu leben. Das Reich Gottes kennt weder Sieger noch Beſiegte; es beſteht in den Freuden des Herzens, des Geiſtes und der Einbildungskraft, die der Beſiegte mehr als der Sieger ſchmeckt, wenn er ſittlich und geiſtig höher ſteht. Ihr großer Goethe, Ihr bewundernswerther Fichte, haben ſie

uns nicht gelehrt, wie man ein edles und folglich glückliches Leben führen kann mitten in der äußern Erniedrigung seines Vaterlandes? Mir gibt übrigens Eines zu großer Seelenruhe Grund. Im letzten Jahre, bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper, bot ich mich den Wählern an; ich wurde nicht gewählt; aber meine Anschläge finden sich noch an den Mauern der Dörfer des Seine- und Marne-Departements, und darin ist zu lesen: „Keine Revolution, keinen Krieg! Ein Krieg wäre ebenso verderblich wie eine Revolution.“ Um ein ruhiges Gewissen zu haben in Zeiten wie die unsrigen, muß man sich sagen können, daß man das öffentliche Leben so wenig grundsätzlich gemieden als gesucht hat.

Erhalten Sie mir immer Ihre Freundschaft und bleiben meiner wärmsten Zuneigung versichert.

Paris 13. Sept. 1870.

Ernst Renan.

III.

Strauß an Renan.

Sie haben, hochgeehrter Herr, meinem Wunſche ſtattgegeben, Sie haben mein offenes Schreiben an Sie in derſelben Form beantwortet, und Sie haben dieß in einer ſo freundlichen, liebenswürdigen Art gethan, daß ich Ihnen den Dank dafür nicht ſchuldig bleiben darf. Ihr Antwortſchreiben erneuert mir die ermuthigende Ueberzeugung, mit Ihnen auf gleichem Boden zu ſtehen und, bei aller Abweichung über die Wege, doch demſelben Ziele zuzuſtreben. Redliche Förderung der Menſchheit auf der Bahn freier harmoniſcher Entwicklung iſt für uns beide der Leitſtern unſeres Denkens und Schaffens; wobei jeder, wie billig, zunächſt auf ſeine eigene Nation zu wirken, aber auch die des andern zu verſtehen ſucht und zu ſchätzen weiß.

Gar wohlthuend haben mich gleich im Eingang Ihres Schreibens die Worte warmer Anerkennung berührt, die Sie der deutſchen Literatur unſerer claſſiſchen Periode widmen. Und gern und aufrichtig ſtimme ich dagegen Ihnen zu, wenn Sie von dem Beurtheiler Ihrer Nation verlangen, daß er von den ungeſunden Producten einer fri-

volen Tagesliteratur die gehaltvollen Früchte der Arbeit ernſter Geiſter, von dem Frankreich des Tandes und der Mode einen gediegenen Kern, von der ſchlechten ſittenloſen Geſellſchaft eine gute, tief und wahrhaft gebildete zu unterſcheiden wiſſe. Es kann nicht geläugnet werden, es iſt während der letzten Jahrzehnte von Frankreich, in Form von Romanen und Theaterſtücken insbeſondere, ein ſolcher Giftſtrom ausgefloſſen, daß man dem deutſchen Gelehrten, deſſen Sie gedenken, ſein zürnendes Wort nicht verargen darf. Aber wenn er, um ſich dazu veranlaßt zu finden, nicht nöthig hatte nach Paris zu reiſen, wenn er alle die Schandſtücke, alle die ſchamloſen Tänze in Berlin ſelber aufführen ſehen konnte, ſo liegt hierin für uns Deutſche bereits das beſchämende Geſtändniß, daß wir durch willfährige Aufnahme uns zu Mitſchuldigen der franzöſiſchen Verderbniß gemacht haben. Und andrerſeits eine Literatur, in der eben während dieſer Zeiten des Verfalles ſo edle und feine Geiſter wie — um nur Einen, leider verſtorbenen, zu nennen — Sainte-Beuve gewirkt haben, die dürfen wir nicht in Bauſch und Bogen als eine verderbliche von uns weiſen. Nur tiefer gedrungen und weiter verbreitet als franzöſiſche Patrioten wohl ſich ſelbſt geſtehen mögen, und als auch wir Deutſchen noch vor kurzem vermutheten, iſt dort nicht allein in der Literatur, ſondern auch im Volke das Verderben; von dieſer allgemeinen Fäulniß und Auflöſung aller ſittlichen Bande haben wir vor dem gegenwärtigen Kriege keine Vorſtellung gehabt.

Von Ihrer Einsicht und Billigkeit war es nicht anders zu erwarten, als daß sie uns Deutschen, neben der geistigen und sittlichen Geltung die wir uns unter den Völkern errungen, auch das Recht zugestehen würden, uns verhältnißmäßig politisch geltend zu machen. Sie gönnen diesem „Volke von Denkern" auch bei der Theilung der Erde ein Stück. Daß aber das für jenes lose Aggregat unabhängiger Groß-, Mittel- und Kleinstaaten, das bis 1866 Deutschland hieß, nicht erreichbar, daß dazu die Zusammenfassung der deutschen Stämme und Staaten in einen wirklichen Gesammtstaat erforderlich war, sehen Sie gleichfalls ein. Warum, fragen Sie in der geistvollen Abhandlung über den deutsch-französischen Krieg in der Revue des deux Mondes, warum Deutschland das Recht versagen, dasjenige bei sich zu thun, was wir bei uns gethan, wozu wir Italien geholfen haben? Wenn also und insoweit Frankreich uns deßwegen den Krieg erklärt hat, weil es unsere staatliche Erstarkung nicht dulden wollte, geben Sie ihm entschieden Unrecht.

Aber Sie geben davon nicht dem französischen Volke und geben überhaupt Frankreich nicht die ganze, höchstens die halbe Schuld. Nach Ihnen ist das französische Volk friedlich gesinnt; es braucht und es will Muße, seine reichen Hülfsquellen auszubeuten, seine politischen Einrichtungen im Sinne der Freiheit auszubauen. Ich muß glauben, daß Sie Ihr Volk kennen; aber woher kommt denn der Zauber, welchen der Ruf nach der Rheingränze immer wieder auf dasselbe ausübt? woher die sonderbare

Vorstellung, daß es nicht bloß für Waterloo, das ihm eine Niederlage und den endgültigen Sturz des ersten Kaiserreichs mit seiner Herrlichkeit brachte, sondern auch für Sadowa, wo es keinen Mann und keinen Fußbreit Landes verlor, Genugthuung, Rache zu nehmen habe? Woher anders als daher, daß zu den offenen Wunden Frankreichs nicht bloß, was Sie als solche bezeichnen, der Mangel einer allgemein anerkannten Dynastie, sondern ganz besonders auch diese krankhaft reizbare Eifersucht Deutschland gegenüber gehört. Sie werden selbst gestehen müssen, daß das Verlangen nach der Rheingrenze seit mehr als 50 Jahren jeder Franzose buchstäblich mit der Muttermilch einsaugt; und wie viele sind deren, die sich von einem mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheil durch späteres Nachdenken losmachen? Einer auf Tausend nicht einmal. Wenn Sie also sagen: dieser Krieg ließ sich vermeiden, so erwiedere ich: ja, wenn die Franzosen sich verwandeln ließen. Solange sie die blieben die sie sind, mochten sie eine Republik oder eine Monarchie bilden, unter einem Kaiser oder einem König stehen, es konnte jeden Augenblick der Fall eintreten, daß jene Reizbarkeit erregt wurde, die Regierung dem Druck von unten, dem Drängen einer Partei, dem Geschrei der Presse nicht widerstehen zu können glaubte, und sich zum Kriege fortreißen ließ.

Um so mehr, urtheilen Sie, hätte Deutschland Ursache gehabt, die französische Empfindlichkeit zu schonen; daß Preußen aus übel angebrachtem Stolze verschmäht

habe diese Rücksicht zu nehmen, darin bestehe die Hälfte seiner Schuld an dem Unheil, das über beide Völker gekommen. Für den wenigstens negativen Beistand, welchen Napoleon III. Preußen zu seinem Unternehmen von 1866 geleistet, d. h. dafür, daß er dasselbe nicht verhindert habe, sei ihm Preußen zu Dank verpflichtet gewesen, und diesen Dank hätte es ihm füglich durch Ueberlassung des unbedeutenden Luxemburg abstatten können. Sie selbst gestehen, daß nichts abgemacht, keine Zusage gegeben, auch die Gesinnung des Kaisers noch im Schwanken gewesen, als Preußens Heer ohne sein Zuthun auf dem Schlachtfelde von Königgrätz die Sache entschied. Welche seltsame Großmuth wird Preußen zugemuthet mit dem Verlangen, es hätte, nachdem es durch eigene Kraft den Preis errungen, dem Nachbar, der nichts dazu, nur auch nichts dawider gethan, einen Lohn ausbezahlen sollen, den es nicht versprochen, der andere nicht verdient hatte? Oder wenn je von einem Danke geredet werden soll, gut, so gehörte für eine bloß negative Unterstützung auch nur ein negativer Dank, d. h. daß, wenn Napoleon einmal etwas ähnliches auszuführen Lust empfand, auch Preußen seinerseits ihm nicht in den Weg trat; und wie? dieses Negative hatte ihm ja Preußen zum voraus schon geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Aber die öffentliche Meinung in Frankreich hätte Preußen schonen, durch Abtretung Luxemburgs der französischen Regierung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern

ſollen. Als ob Preußen nicht auch eine öffentliche Meinung zu ſchonen gehabt, und als ob ihm die in Deutſchland nicht wichtiger hätte ſein müſſen als die franzöſiſche! Unſere alten Kaiſer hatten ſich „allezeit Mehrer des Reichs" genannt; aber es lag vor Augen, daß ſie ſeit 200 Jahren allezeit vielmehr Minderer deſſelben geweſen waren, eine Provinz nach der andern vom Reiche hatten abkommen laſſen. Nun hatte ſich der König von Preußen an den Platz dieſer alten Kaiſer geſtellt: durfte er als Minderer des Reichs debütiren? Nachdem er ſoeben mehrere deutſche Provinzen für ſich erobert, durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgiſchen Kaiſer dadurch treten, daß er dagegen, wie ſie ſo oft gethan, eine deutſche Provinz, die nicht ihm gehörte, an Frankreich kommen ließ? Sie haben die Vorwürfe nicht ſo in der Nähe gehört, die damals bei uns auf die bloße Vermuthung hin, daß ſo etwas geſchehen könnte, von Particulariſten und Demokraten auf Preußen gehäuft wurden, das ſich als Schirmvogt Deutſchlands ſo ſchlecht bewähre. Im Frühjahr 1866, ehe Preußen ſeine Kraft erprobt hatte, ließ ſich ein Abkommen der Art denken und zur Noth entſchuldigen; jetzt, nachdem es dieſelbe im Kampf mit Oeſterreich gemeſſen hatte, wäre ein ſolches Zugeſtändniß als Mangel an Muth und Redlichkeit zugleich erſchienen: gilt ja doch die vermittelnde Auskunft, die damals mit Luxemburg getroffen wurde, noch heute manchen als ein Flecken auf Preußens Schild, auf den ſie gelegentlich immer wieder hindeuten.

Ich zweifle, ob dieſer Luxemburger Handel, wobei ſich

Preußen, nach deutſcher Anſchauung wenigſtens, faſt allzu nachgiebig bewieſen hat, die rechte Veranlaſſung war, um, wie Sie thun, das Hohenzollern'ſche Haus vor Uebermuth zu warnen. Aber auch ſonſt zeigt die Geſchichte nicht, daß Uebermuth zu den Erbfehlern dieſes Hauſes gehöre. Um weiter nicht als in das vorige Jahrhundert zurückzugehen, ſo haben wir Deutſchen den Vater des großen Friedrich, den König mit dem Zopf und der Rieſengarde zu Potsdam, als einen Bären in der Vorſtellung, den das Kaiſerhaus Oeſterreich an dem Ringe alten Reſpects und ſtets neuer Intriguen, den es ihm durch die Naſe gezogen, bei allem Brummen ſeinerſeits, doch lebenslänglich führte; in Friedrich allerdings ſchwang der preußiſche Adler ſich zu einem Flug empor, deſſen Kühnheit alle Welt bewunderte; aber mit dem Tode des großen Königs ſank er flügellahm zu Boden. Bald kamen die Zeiten, wo der Adler des neuen franzöſiſchen Kaiſerreichs den preußiſchen in den Käfig ſperrte; dieſer gebrauchte Krallen und Schnabel ſich loszuringen, es war ein großer Augenblick: aber, du lieber Himmel, es ſind nicht bloß die älteren unter uns die es noch mit angeſehen haben, wie demüthig mehr als ein Menſchenalter hindurch der einhalſige preußiſche Adler im Dienſte der beiden Doppeladler Mäuſe (Demagogen und Revolutionäre) fing! Kaum ſind es zehn Jahre, daß er ſich wieder erinnert hat, was für ein Vogel er eigentlich iſt, und allerdings hat er in der kurzen Zeit bereits zwei Flüge gemacht, die der Welt noch mehr als jene frühern zum Erſtaunen und faſt zum

Schrecken gereichen. Aber im Gegentheil, Mäßigung, nicht Uebermuth, ist Hohenzollern'sche Tradition. Schlesien wollte Friedrich von Oesterreich haben, aber weiter nichts; und so wird man auch finden, daß Wilhelm I. seine Ansprüche an Frankreich ebenso bestimmt begrenzt hat als er sie durchführen wird.

Doch nicht bloß das preußische Königshaus, auch Volk und Staat in Preußen geben Ihnen zu allerlei Bedenken Anlaß. Sie und Ihre Gesinnungsgenossen, berichten Sie, haben sich im Jahr 1866 der preußischen Erfolge gefreut, doch in der Voraussetzung, daß sofort Preußen in Deutschland aufgehen, an die Stelle des engen steifen preußischen Wesens das deutsche mit seiner Weite und Fülle treten werde. Da Sie jetzt schon über Enttäuschung klagen, so hatten Sie also jene Umwandlung während der Frist von vier Jahren erwartet. Das will mir fast etwas zu kurz gemessen scheinen. So schnell geht es mit einer solchen Umgestaltung doch wohl nicht, zumal ja gerade diejenigen Länder, die dabei das meiste hätten wirken müssen, die süddeutschen, bis heute noch nicht in nähere Verbindung mit Preußen getreten sind. Gewiß, auch wir wünschen das Aufgehen Preußens in Deutschland; aber es geht uns damit wie jenem Kirchenvater mit dem Geschenk der Keuschheit, wir wünschen es doch noch nicht so geschwind. Wir übrigen Deutschen können die Einwirkung des unvermischten preußischen Wesens noch eine geraume Zeit gar wohl brauchen, wir haben von Preußen als solchem noch viel zu lernen. Ich bin ein

Süddeutscher, wie Sie wissen, kann also hier keiner Parteilichkeit verdächtig sein. Ich will aber auch nach der andern Seite hin ganz offen sprechen. Liebenswürdig ist auch uns, ich meine auch den preußisch gesinnten Süddeutschen, das specifisch preußische Wesen nicht. Dieses Absprechen, dieses Besserwissen, diese Meinung, weil sie das Wort viel früher finden als wir, so seien sie uns auch im Denken unendlich voraus, sind für uns beleidigend. Wir glauben, was Denkkraft betrifft, ihnen nicht nachzustehen, an Gemüth und Einbildungskraft sie sogar zu übertreffen. Aber Eines muß der Süddeutsche, der nicht in seiner Eigenart eigenliebig befangen ist, dem Norddeutschen, dem Preußen insbesondere, lassen: als „politisches Thier" ist er dem Süddeutschen überlegen. Er verdankt dieß theils der Natur seines Landes, das, kärglich ausgestattet, mehr zur Arbeit treibt, als zum Genuß einlädt; theils seiner Geschichte, der Zucht und Schulung unter harten aber tüchtigen Fürsten, der allgemeinen Wehrpflicht vor allem, dem Palladium des preußischen und hoffentlich nun des gesammten deutschen Staats, das aber bis auf die neueste Zeit dem übrigen, besonders dem südlichen Deutschland fehlte. Dieses Institut macht den Staat und die Pflicht gegen denselben in allen Schichten der Bevölkerung gleichsam allgegenwärtig; mit jedem Sohne der heranwächst, jedes Jahr, wenn die Zeit der Uebungen kommt, wird jede Familie aufs unmittelbarste und lebendigste an den Staat, aber mit der Pflicht gegen denselben auch an dessen Ruhm und Stärke, an die Ehre ihm anzugehören erinnert.

Glauben Sie mir, mit den so geschulten Preußen verglichen, sind wir Süddeutschen doch nur, wenn Sie mir den niedrigen Ausdruck nachsehen wollen, gemüthliche Bummler. Mit unserer Gefühlswärme und Treuherzigkeit geht eine gewisse Bequemlichkeit, Lässigkeit und Weichlichkeit Hand in Hand. Wir leben so gerne nur nach Herzenslust; während in Preußen, möchte man sagen, der kategorische Imperativ seines großen Philosophen als staatliches Pflichtgefühl das ganze Volk durchdringt. Wie leicht hier selbst der Vorzug zum Fehler wird, können wir am besten an uns Württembergern erkennen. Die ständische Verfassung dieses kleinen Landes, „das alte gute Recht," von dem noch Uhland sang, war Jahrhunderte lang der Hort, wodurch es, trotz allerlei despotischer Eingriffe, doch seine Zustände immer in leidlicher Ordnung erhielt; während ein trefflicher Jugendunterricht in hohen wie niedern Schulen die Durchschnittsbildung hob und dem Volke das Bewußtsein dessen gab, was es an seiner Verfassung und Verwaltung hatte. Das hat nun aber andrerseits einen Geist der Selbstzufriedenheit, des beschränkten Behagens in den kleinen Verhältnissen groß gezogen, der einer Ausdehnung des politischen Gesichtskreises äußerst hinderlich geworden ist. Dem echten und gerechten Württemberger war sein Ländchen die Heimath alles Richtigen, Soliden und Gediegenen; über der Grenze fing für ihn alsbald theils Unverstand theils Schwindel an, und das preußische Wesen insbesondere lebte bis auf die neueste Zeit nur als Zerrbild in seiner Vorstellung. So ist es

gekommen, daß ein übrigens höchst begabter und tüchtiger deutscher Stamm oder Stammestheil doch in politischer Hinsicht während der letzten Jahre sich als den zurückgebliebensten gezeigt hat.

Schon der Krieg von 1866 übrigens mit seinen Erfolgen gab unsern Süddeutschen viel zu denken: der jetzige Krieg, so steht zu hoffen, wird die Berichtigung ihrer Vorstellungen vollenden. Sie müssen einsehen, daß, wenn sie auch diesem Kampf ihre Arme geliehen haben, doch Preußen den Kopf dazu hergegeben hat. Ohne den preußischen Kriegsplan der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung der sie sich anschließen konnten, würden sie, das müssen sie fühlen, mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit, doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Und nicht an Muth und Tapferkeit, wohl aber an Zucht und Pünktlichkeit — das kann ihnen gleichfalls während dieses Krieges nicht entgangen sein — haben sie noch viel zu thun wenn sie den Preußen nachkommen wollen. Ein größerer Staat, ausschließlich aus süddeutschen Elementen gebildet, würde wohl einen wohlgenährten und vollsaftigen, aber auch einen schwammigen und unbehülflichen Körper geben; wie ausschließlich norddeutsche Bestandtheile zwar einen festen und behenden, aber doch wohl zu magern und trockenen: zu unserem künftigen deutschen Staate wird Preußen das starke Knochengerüste und die straffen Muskeln hergeben, die das südliche Deutschland mit Fleisch und Blut ausfüllen und ausrunden mag. Und nun glaube man noch,

daß ein Theil den andern ohne Schaden entbehren könne; nun zweifle man noch, daß beide bestimmt seien, erst mit und durch einander zum vollkommenen Staats- und Volkskörper zu gedeihen! „Herb ist des Lebens innerster Kern," hat gerade unser süddeutscher Dichter gesungen. An dem Stamme, der den Kern eines großen lebensfähigen Staates bilden soll, ist das Herbe kein Fehler.

Sie entschuldigen diese Abschweifung, hochgeehrter Herr, die allerdings mehr an die Adresse meiner lieben Landsleute als an die Ihrige gerichtet ist; sie war aber veranlaßt durch Ihr Bedauern, von einem Aufgehen Preußens in Deutschland noch so wenig bemerken zu können. Meine Meinung ist, daß es damit keine Eile hat, daß dasselbe aber, soweit es wünschenswerth, seiner Zeit sicher erfolgen wird. Auch Sie, finde ich, geben diese Hoffnung nicht auf; ja Preußens ganze Obmacht in Deutschland erscheint Ihnen schon darum nur als etwas vorübergehendes, weil sie Ihnen zufolge bloße Rückwirkung der Furcht vor Frankreich ist. Unter die Fittige des preußischen Adlers ducken sich die deutschen Küchlein nur darum so willig, weil sie da Schutz vor dem gallischen Hahn mit seinem ewigen Scharren und Krähen zu finden glauben. Höre dieser auf zu drohen — und dazu hoffen Sie ihn zu überreden —, so werden sie sich schon wieder hervormachen; mit der Gefahr, lesen wir in dem Aufsatz in der Revue, werde auch die Einheit verschwinden, und Deutschland zu seinen natürlichen Instincten, der Uneinigkeit und dem Particularismus, zurückkehren. „Die feinen Bevölkerungen von

Sachsen und Schwaben (danke im Namen der Schwaben schönstens für das uns selten gespendete Eigenschaftswort) werden es satt bekommen, meinen Sie, sich in die preußischen Regimenter stecken zu lassen; das südliche Deutschland insbesondere werde seine frohe und freie, heitere und harmonische Lebensweise wieder annehmen."

Das letztere geht auf das preußische Muckerthum, und hier ist nun begreiflich wieder ein Punkt, wo Sie sich meiner und meiner Gesinungsgenossen voller Zustimmung versichert halten dürfen. Was Sie in dem oftgenannten Aufsatz von dem olympischen Spotte sagen, den Goethe, in das jetzige Berlin versetzt, über diese „frommen Krieger und gottesfürchtigen Generale" ausgießen würde, ist allerliebst. Ein Cultusministerium Mühler in einem Staate, der sich so gerne den Staat der Intelligenz nennen hört, fordert freilich den Hohn heraus. Im vorigen Jahrhundert wurden doch erst nach dem Tode des Heldenkönigs die Wöllner und Bischofswerder möglich: jetzt in der Umgebung des Fürsten, der mit so glänzendem Erfolge Friedrichs Schwert gezogen, zugleich die Betbrüder Friedrich Wilhelms II. zu sehen, ist ein seltsamer Anblick; obwohl, soweit es nicht zur Clique wird oder der Heuchelei Vorschub thut, auch hier das Wort in Kraft bleibt, daß es jedem freistehen muß, nach seiner Façon selig zu werden. Es wird vorübergehen, hoffen wir, wie noch ein anderes vorübergehen wird das Sie rügen, die Junkerherrschaft im preußischen Staate. Wir werden es zwar dem deutschen Adel nie vergessen, daß er uns einen Bismarck und Moltke,

wie früher einen Stein und Gneiſenau, gegeben hat; und die prinzlichen und adeligen Heerführer in dem gegenwärtigen Kriege machen ihre Sache ſo vortrefflich, daß Bürgerliche an ihrer Stelle es auf keinen Fall beſſer könnten; während auf franzöſiſcher Seite der in den Torniſter jedes Gemeinen gelegte Marſchallsſtab die berufenen Wunder dießmal hat vermiſſen laſſen. Das hindert jedoch nicht, daß uns die an Ausſchließung grenzende Schwierigkeit, die es im preußiſchen Staate für den Bürgerlichen hat, zu den höheren Stellen in der Verwaltung und beſonders im Heere ſich emporzuſchwingen, als ein Mangel, als ein Reſt alter Vorurtheile erſcheint, und daß wir für den neu zu begründenden deutſchen Staat volle Freiheit der Concurrenz ohne Standesunterſchied verlangen. Und wir hoffen damit um ſo gewiſſer durchzudringen, je weniger, wie Sie es anzuſehen ſcheinen, das preußiſche Heerweſen einen adeligen Officierſtand zur Vorausſetzung hat. Es iſt keineswegs der Junker, den der preußiſche Soldat in ſeinem Officier reſpectirt, ſondern der Vorgeſetzte, weiterhin die Ordnung des Dienſtes und das Geſetz des Staats; das preußiſche Militärſyſtem, das Vornehm und Gering, Reich und Arm, unter die gleichen Fahnen ſtellt, der gleichen Ordnung unterwirft, zu den gleichen Opfern heranzieht (Opfer die übrigens auch in dieſem Kriege der Adel im ſchönſten Wetteifer mit dem Bürger- und Bauernſtande gebracht hat), iſt eine im beſten und geſündeſten Sinne demokratiſche Inſtitution.

Um ſo ſchlimmer wäre es, wenn, wozu Sie die Aus-

ſicht eröffnen, die übrigen, beſonders die ſüdlichen Deutſchen es jemals ſatt bekommen würden, ſich dem preußiſchen Heerweſen anzuſchließen. Nein, geſtatten Sie mir es zu ſagen, ſo gering denke ich von meinen ſüddeutſchen Brüdern, ſo trüb von der deutſchen Zukunft nicht. Sie glauben uns etwas gutes zu wünſchen oder vorherzuſagen, und wundern ſich, daß wir das Wohlgemeinte zurückweiſen. Aber wir ſehen nichts anderes darin als den Wunſch jenes Römers, eines edeln hochherzigen Mannes ohne Zweifel, und der nichts dafür konnte daß er eben doch Römer war und blieb: das Wort des Tacitus meine ich, wo er die Götter bittet, unter den jugendfriſchen germaniſchen Stämmen zum Beſten des alternden Roms die Zwietracht erhalten zu wollen. Nein, wenn erſt unſere Heere ſieggekrönt über den Rhein in ihre heimathlichen Gaue zurückkehren, wenn ſie ſo manchen nicht mehr mit heimbringen werden, der froh und friſch mit ihnen ausgezogen war: dann werden ſie uns als den beſten und nicht zu theuer erkauften Siegespreis die Unmöglichkeit zurückbringen, daß, die jetzt in ſo vielen Schlachten ſich zur Seite geſtanden, für dieſelbe Sache gegen denſelben Feind gekämpft und geblutet haben, jemals wieder ſich ſollten feindlich gegenüberſtehen, ja nur jemals wieder von einander laſſen können. Das Blut ſeiner Söhne aus Nord und Süd wird Deutſchlands Einheit für alle Zukunft gekittet haben; denn auch in dieſem Sinn iſt es ein wahres Wort: „Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.“

Allerdings, hochgeehrter Herr, rechnen wir auch noch auf einen unmittelbareren Siegespreis; hat doch der Krieg, wenn er einmal über die Nothwehr hinaus ist, in der Regel den Zweck, dem Feind etwas abzugewinnen. Sie denken an Land, und daran wollen Sie nicht daß wir Deutschen denken sollen. Zunächst denken wir auch nicht daran, sondern nur an unsere Sicherheit, und glauben Sie mir, wenn Sie im Stande wären, uns von Seiten Ihrer Landsleute dieser Sicherheit zu versichern, so möchten wir wegen des Landes wohl mit uns reden lassen. Aber eben damit hat es gute Wege: das fühlen Sie selbst, und so fühlt man es auch Ihrer Rede an. Sie steigern hier ein wenig, will mir scheinen. Darunter verstehe ich nicht die bewegten Worte, womit Sie für die Unentbehrlichkeit Frankreichs im Chor der europäischen Culturvölker eintreten. Frankreich die lebendige Protestation gegen Pedantismus, Dogmatismus und Rigorismus — das ist ein Wort, welches ich von ganzem Herzen unterschreibe. Gewiß, diese Saite an der Leier der Menschheit könnte nicht gesprengt werden ohne deren Vollstimmigkeit zu schmälern. Aber einer Chorstimme piano zurufen, heißt noch lange nicht sie verstummen machen. Und daß Frankreich durch seine grellen Trompetenklänge unsere europäische Harmonie doch mitunter auch arg gestört hat, werden Sie selbst nicht in Abrede ziehen wollen. Sie versichern, die Wegnahme von Elsaß und Lothringen käme einer Vernichtung Frankreichs gleich. Da traue ich dem französischen Staats- und Volkskörper doch eine zähere Lebenskraft zu. Und

um so mehr muß ich mich über solchen Mangel an Vertrauen auf die französische Nationalität bei Ihnen wundern, wenn ich erwäge, daß es ja nur wesentlich deutsche Provinzen sind, deren Lostrennung Sie bedroht. Frankreich soll nicht mehr bestehen können, wenn man ihm seine deutschen Provinzen nimmt; sein Körper soll sich nicht mehr erhalten können, wenn ihm der Zufluß deutschen Blutes abgeschnitten ist: ich möchte dieses Zugeständniß nicht gemacht haben, wenn ich ein Franzose wäre. Deutschland seinerseits hat fortbestanden, und hat sich von seiner damaligen Schwäche erholt, auch nachdem ihm jene Länder genommen waren, und doch waren es deutsche Länder, Stücke von seinem eigenen Leibe losgerissen: und Frankreich sollte die Abtrennung von Ländern nicht überstehen können, die, ursprünglich nicht zu ihm gehörig, nur nachträglich und oberflächlich mit ihm in Verbindung gesetzt worden sind? Es ist in die Seele Ihres eigenen Nationalstolzes hinein daß ich dem widersprechen muß. Freilich, was Sie von dem Volke das sein Programm erfüllt, das Alter der Illusionen hinter sich hat (so seltsam letzteres auch auf das illusionslustige Frankreich passen mag) im Verhältniß zu dem andern Volke sagen, das noch im frischen Feuer seiner Entwicklung begriffen ist, klingt ahnungsvoll an die Rede von dem Niedergang der lateinischen Race an, die jetzt unter der germanischen umgeht; wenn es aber an dem wäre, wenn insbesondere Frankreich, was ich mir nicht denken kann, zu Grunde gehen sollte, so trügen wenigstens nicht wir, sondern lediglich

Frankreich selbst die Schuld. Ein Volk, das sich erhalten will, darf nicht über dem Jagen nach Glanz und Genuß seinen sittlichen Kern verfaulen lassen; und das französische könnte nur dabei gewinnen, wenn es durch unser Einschreiten veranlaßt würde, statt mit Turkoshorden an der Spitze der Civilisation durch Europa zu marschiren, lieber daheim seine Schulen zu verbessern.

Ebensowenig können wir Deutschen uns einem andern Dilemma ergeben das Sie uns stellen. Wir haben die Wahl, sagen Sie, uns Frankreich entweder durch Verstümmelung zum unversöhnlichen Feinde zu machen, und dadurch einer unabsehbaren Reihe der verderblichsten Kriege Thür und Thor zu öffnen; oder durch eine schonende Behandlung es zu versöhnen und zum gedeihlichsten Bunde für gemeinsame Förderung der Freiheit und Gesittung einzuladen. Es ist ein ganz hübsches Bild, wie Sie (in der Revue) uns für den letztern Fall Frankreich malen: „besiegt, aber stolz in seiner Integrität, einzig der Erinnerung an seine Fehler und der Entwirrnng seiner innern Zustände hingegeben.“ Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, sie wird sich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, d. h. sie wird Rache kochen für diejenigen, die ihr diese beigebracht haben. Das aber wird sie thun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und

Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu leide thun als daß wir es so oft geschlagen haben. Wir verbessern also unsere Lage für die Zukunft im mindesten nicht, wenn wir es schonen, im Gegentheil wir verschlechtern sie. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Wie das zu machen? — nun, sehen Sie nur die Landkarte an. Mit dem Winkel hier, der zwischen Basel und Luxemburg in das deutsche Gebiet einspringt, ist es ein- für allemal nicht richtig. Man sieht gleich: das ist keine Grenze die sich natürlich gemacht hat; hier ist einmal Gewalt geschehen. Hier hat der Nachbar sich ein Thor in unser Haus gebrochen: dieses Thor müssen wir ihm vermauern. Hier hat der Feind einen Fuß auf unser Land gesetzt: wir werden ihn veranlassen diesen Fuß zurückzuziehen. Sie fragen wohl, welches Volk sich nicht, genau genommen, über seine Grenzen zu beklagen hätte. Aber welches Volk, frage ich, wird diese Grenzen nicht berichtigen, wenn ihm der Nachbar einmal die Waffen in die Hand gedrückt hat, und es über dieselben siegreich bis ins Herz des feindlichen Landes vorgedrungen ist? Die Festungen, die Frankreich bisher benützt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen, nicht um mittelst ihrer künftig das seinige anzugreifen, sondern das unsrige sicherzustellen. In dieser Absicht sind bei uns jetzt Volk und

Regierungen einverſtanden; während wir ſämmtliche Nachbarvölker als Zeugen dafür aufrufen können, daß es unſere Art niemals geweſen (die es der Natur unſeres jetzigen Heerweſens zufolge künftig noch weniger ſein kann), die Friedensſtörer zu machen, wenn man uns in Ruhe läßt.

Daß Elſaß und Lothringen einmal zum deutſchen Reiche gehört haben, daß überdieß im Elſaß und einem Theil von Lothringen die deutſche Sprache, trotz aller franzöſiſchen Bemühungen ſie zu unterdrücken, noch immer die Mutterſprache iſt, war für uns nicht Veranlaſſung, Anſpruch auf dieſe Länder zu erheben. Wir dachten nicht daran, ſie von einem friedlichen Nachbar wiederzufordern. Nachdem er aber den Frieden gebrochen und die Abſicht kundgegeben hat, unſere Rheinlande, die er einmal mit höchſtem Unrecht ein paar Jahre beſeſſen, abermals an ſich zu reißen, jetzt müßten wir die größten Thoren ſein, wenn wir, als die Sieger, was unſer war und was zu unſerer Sicherung nöthig iſt (doch auch nicht weiter als dazu nöthig iſt), nicht wieder an uns nehmen wollten. Sie kehren das vae victis zum vae victoribus gegen die ihren Sieg mißbrauchenden Sieger um: damit hat es, wie geſagt, keine Gefahr; aber auch den Spott und die Reue werden wir uns zu erſparen wiſſen, die den Sieger, der ſeinen Sieg zu benützen verſäumte, heimzuſuchen pflegen. Daß es uns in nicht allzu langer Zeit gelingen werde, in dieſen Landſtrichen das alte halb erſtickte Deutſchthum neu zu beleben, und ſelbſt die wirklich franzöſiſchen

Landestheile, die wir mitzunehmen uns genöthigt sehen möchten, uns freundlich zuzuwenden, das werden Sie von Ihrem Standpunkt aus natürlich nicht für möglich halten, aber doch uns gestatten, daß wir es hoffen und uns zur Aufgabe machen. Wir sind überzeugt, daß wir den Bewohnern dieser Landstriche in dem neubegründeten Deutschland Güter zu bieten haben werden, die Frankreich ihnen bis jetzt nicht geboten hat; während eben durch die neue Wendung der deutschen Dinge manche Uebelstände beseitigt sind, die sie in früheren Zeiten von dem Anschluß an Deutschland abgeschreckt haben würden. Daß sich der Elsäßer erniedrigt gefühlt hätte, statt dem Großstaate Frankreich einem deutschen Klein- oder Mittelstaate anzugehören, begreifen wir; aber davon ist auch jetzt nicht mehr die Rede. Nicht einmal so, daß er ja, selbst wenn er Baden oder Bayern zugetheilt würde, doch an dem deutschen Gesammtstaat und seiner Vertretung Antheil bekäme; sondern alle Stimmführer in Deutschland begegnen sich jetzt in der Ansicht, daß es nur Preußen sein könne, das die eroberten Lande an sich zu nehmen habe. Ist es der Schutz des südwestlichen Deutschlands gegen Frankreich, der durch eine Annexion dieser Landstriche bezweckt wird, so kann diesen Schutz nur die Centralmacht selbst in ausreichendem Maße gewähren; wie nur dieser Großstaat im Stande ist, die zunächst fremdartigen und widerstrebenden Elemente ohne Störung seines Organismus in sich aufzunehmen.

Sie wundern sich, wie es doch komme, daß auch die

einſichtsvolleren unter den Deutſchen ſich nicht dazu verſtehen wollen, unſer jetziges Zerwürfniß mit Frankreich durch Vermittelung der neutralen Mächte, durch einen Congreß ſchlichten zu laſſen, aus dem weiterhin ein bleibendes europäiſches Schiedsgericht werden könnte. Das kommt zunächſt ſo, daß wir bei dem letzten Schiedsgerichte dieſer Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche ſetzen ſollte, dem Wiener Congreß, allzu ſchlecht gefahren ſind. Faſt niemals ſind ja auch die ſogenannten neutralen Mächte (damals waren es übrigens ſogar unſere Bundesgenoſſen) wirklich ganz unbetheiligt und unbefangen bei einer ſolchen Angelegenheit: Neid und Furcht, Verbindungen und Verwendungen üben mancherlei Einfluß, wie es insbeſondere damals geſchah, daß durch derartige Einwirkungen uns Deutſchen der Preis unſerer Siege verkümmert, daß namentlich Preußen in jene unerträglichen Grenzen eingeſchloſſen wurde, die allein ſchon ſein Hervorbrechen im Jahre 1866 rechtfertigen könnten. Aber den dringendſten Grund, von einem ſolchen Schiedsgerichte nichts wiſſen zu wollen, geben Sie ſelbſt uns an die Hand. Daſſelbe ſollte, ſagen Sie in Ihrem Briefe, ſowohl Frankreich als Deutſchland verbieten, die durch die alten Verträge zwiſchen beiden feſtgeſetzten Grenzen zu verrücken. Da Sie auch von den „gegenwärtigen Grenzen" reden, ſo möchte man an die Verträge von 1815 denken. Aber — in dem Aufſatz in der Revue kommt es an den Tag, daß vielmehr die Verträge von 1814 verſtanden ſind. Alſo ſollten wir Saarlouis und Landau mit ihren Gebieten, die wir erſt

1815 in Besitz genommen, wieder verlieren. Das sollte Frankreichs Buße für den freventlich begonnenen Krieg, das der Preis unserer glorreichen aber blutigen Siege sein, daß wir gar noch ein Stück Land herausgeben, an den besiegten Angreifer herausgeben müßten! Nein, wenn selbst ein so billig denkender Mann wie Ernst Renan dem von ihm befürworteten Schiedsgericht einen solchen Vorschlag unterlegen kann, so sind wir vollauf gerechtfertigt, wenn wir darauf bestehen, wie wir den Krieg allein geführt, so auch die Friedensbedingungen ausschließlich selbst zu dictiren.

Allerdings, um einen Vorschlag dieser Art dem siegreichen Deutschland annehmlich zu machen, bedürfte es übernatürlicher Beweggründe, und es ist insofern ganz in der Ordnung, daß Sie uns am Schluß Ihres Schreibens die Seligpreisungen in der Bergpredigt, insbesondere die der Friedfertigen, zu Gemüthe führen. Wer verehrt nicht nach Gebühr die ideale Hoheit dieser evangelischen Paradoxen; aber wer hat sich nicht längst mit ihnen auf den Fuß gesetzt, sie, wie am Ende bei jedem geistreichen Worte nöthig ist, cum grano salis zu verstehen? Vor dem Spruche: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar," haben wir gewiß alle Hochachtung; aber wer möchte einen Sohn haben, der sich wörtlich nach diesem Spruche behandeln ließe? oder wer einen Schwiegersohn, der nach dem andern Spruche der Bergrede: „Sorget nicht für den andern Morgen u. s. w." seine Wirthschaft einrichtete? Die katholische Kirche hat sich diesen Sprüchen gegenüber mit der

Unterſcheidung von Geboten für alle und Rathſchlägen für die nach Vollkommenheit Strebenden zu helfen gewußt; tiefer hat die proteſtantiſche die Keuſchheit in die Ehe, die Armuth in den Beſitz, den Frieden in den Krieg hereinzuziehen gewußt; damit werden auch wir uns beruhigen können. Wenn allerdings, wie Sie bemerken, weder irgendwo im Evangelium noch weiterhin in der urchriſtlichen Literatur ein Ausſpruch ſich findet, der die kriegeriſchen Tugenden für himmelsfähig erklärt, ſo hat ſich dagegen nie und nirgends ein chriſtlicher Staat, ſo wenig wie ein heidniſcher, gefunden, noch hätte einer beſtehen können, der jene Tugenden nicht zu ſchätzen gewußt hätte. Sie ſagen dem Kriege viel ſchlimmes nach; ich hätte wohl Luſt demſelben, ohne Ihnen zu widerſprechen, viel gutes nachzuſagen; dann hätten wir vielleicht beide zuſammen die Wahrheit erſchöpft. Verderblich für die Sittlichkeit und weiterhin auch den Beſtand der Staaten und Völker ſind allerdings von jeher die Raub- und Eroberungskriege geweſen, von den aſiatiſchen der Römer an bis auf die Ihres erſten Napoleon. Dagegen haben ſolche Kriege, welche die Völker zur Abwehr fremder Einfälle, zur Wahrung ihrer bedrohten Unabhängigkeit unternahmen, neben allem Elend, das auch ſie in reichem Maße mit ſich führten, doch regelmäßig einen Aufſchwung des nationalen Lebens zur Folge gehabt, von den Perſerkriegern der Griechen an bis zu unſeren deutſchen Befreiungskriegen und bis zu dem jetzigen, von dem wir für unſere inneren Angelegenheiten das Beſte zu hoffen ſchon heute berechtigt ſind.

Uebrigens ist es eigen, und beweist einen merkwürdigen Umschwung der Dinge, daß ein Franzose uns Deutschen den Frieden predigt. Ein Mitglied des Volkes, das seit Jahrhunderten die europäische Kriegsfackel in Händen hielt, dem Nachbar, der immer nur zu thun gehabt hat, die Brände zu löschen, die der andere in seine Städte geworfen, an seine Saaten gelegt hatte. Was mußte geschehen, wie viel sich ändern, bis es dahin kam! Der Franzose hat den Deutschen so lange mißhandelt, so unaufhörlich bedroht, bis dieser endlich, um sich Ruhe zu schaffen, sich entschloß, seine Sichel zum Schwert umzuschmieden. Und mit diesem Schwert hat nun der Deutsche dem Franzosen so gründlich zugesetzt, daß dieser anfängt, ihm die Segnungen der Sichel anzupreisen. Bei uns bedarf es dieses Preisens nicht; wir wären am liebsten bei der Sichel geblieben. Als Milo in der Verbannung die Vertheidigungsrede Cicero's zu lesen bekam, die dieser erst nachträglich zu dem berühmten Kunstwerk ausgearbeitet hatte, soll er gesagt haben: „Hättest du so gesprochen, o Marcus Tullius, so würde ich jetzt nicht in Massilia diese leckeren Fische essen." Ganz ähnlich könnten jetzt unsere in Frankreich eingerückten Söhne reden, gesetzt es fiele ihnen am Wachtfeuer das Blatt mit Ihrem Sendschreiben in die Hand. Hättest du so zu deinen Franzosen gesprochen, o Ernst Renan, könnten sie sagen, und, was die Hauptsache ist, sie zu deinen friedlichen Gesinnungen bekehrt, so würden wir nicht hoffentlich demnächst in Paris diese köstlichen französischen Weine trinken. Aber die

Weine mögen ihnen noch so gut schmecken, die guten Jungen wären doch lieber daheim geblieben. Sie fürchten, hochgeehrter Herr, die Deutschen möchten nach solchen Anfängen am Kriegerleben Geschmack finden, und bedrohen uns mit einem eisernen Zeitalter für diesen Fall. Die beste Warnung, wenn es für uns einer solchen bedürfte, läge immer in einem Blick auf Ihre Nation und die Folgen, die eine tiefgewurzelte Kriegs- und Raublust für dieselbe gehabt hat. Wir Deutschen werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber seien Sie sicher, wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten.

Ach, wir haben ja nachher, wenn der Friede geschlossen ist, noch so vieles daheim zu thun, und diese häusliche Aufgabe erscheint uns geradezu als die Hauptsache, der Sieg über die innern Schwierigkeiten noch wichtiger als der über den äußern Feind. Ja, es ist nicht ohne eine gewisse Bangigkeit daß wir an diese innere Aufgabe denken. Die des Kriegs haben wir schon öfter gut gelöst, die des Friedens immer nur mittelmäßig. Von 1814 und 15 ist es sprüchwörtlich unter uns, daß die Federn der Diplomaten verdorben haben, was die Schwerter unserer Krieger gut gemacht hatten; das Jahr 1866 hat uns statt eines ganzen nur ein halbes Deutschland gebracht. Und nun 1870? Ueber den Rhein sind wir siegreich vorgedrungen, haben sein linkes Ufer uns vollends ganz erobert: und der Main sollte uns eine Grenze, sein

linkes Ufer auch ferner außerhalb des deutschen Staates bleiben? Wir können es nicht denken, wir würden denjenigen, und wäre es der Höchstgestellte, für unwerth des deutschen Namens achten, der im Stande wäre, aus Vorurtheil und Eigensinn, oder aus Selbstsucht und Ehrgeiz, den Eintritt der noch abgetrennten deutschen Stämme in den deutschen Gesammtstaat zu verzögern. Einsteigen! Einsteigen! ruft's, wenn der Zug der Eisenbahn im Abfahren begriffen ist, und einzelne Passagiere auf dem Perron noch zögernd und wählerisch hin- und hertrippeln. Nur eingetreten, eingetreten in den deutschen Staat! so ruft jetzt die Geschichte; der Augenblick ist da, die Fluth geht hoch, nicht noch einmal gewartet bis die Ebbe euer Schiff auf den Sand setzt. Nur jetzt nicht lange gemarktet, nicht viele Bedingungen gemacht; daß wir uns alle, alle einigen, ist die Hauptsache, das weitere, soweit es gut ist, wird sich finden. Und wenn Zureden nicht hilft, so können wir auch drohen. Ihr habt jetzt mitgeholfen, ihr süddeutschen Staaten, Frankreich zu demüthigen, ihm schöne Länderstrecken abzunehmen. Daß es euch das gedenken, daß es gelegentlich Rache an euch zu nehmen suchen wird, dürfet ihr als gewiß betrachten. Wie wollet ihr ihm aber widerstehen, wenn ihr euch nicht fest und ganz mit euren norddeutschen Brüdern zusammenschließet? Fest und ganz, d. h. nicht bloß durch gebrechliche einzelne Verträge, wo es jedesmal noch auf den guten Willen ankommt ob man sie halten will; sondern durch völligen, rückhaltlosen Eintritt in den einigen deutschen Bundesstaat.

Sehen Sie, hochgeehrter Herr, an dieſen Fragen hängt eigentlich unſer Herz; wir ſind bereits, aus Frankreich zurück, wieder in Berlin, und ſo ſehr wir uns auch der Kunde freuen werden, daß unſre Krieger in Paris eingezogen ſeien, vollkommen wird unſere Freude erſt dann ſein, wenn die Abgeordneten der Bayern und Schwaben, der Pfälzer und der Heſſen im Saale des deutſchen Reichstags ihren friedlichen Eintritt halten. Wenn wir hoffentlich bald dieſes Ziel erreichen, und wenn dann die Franzoſen ihre inneren Angelegenheiten eben ſo wohl beſtellen, wenn ſie aus dieſem Kriege ſich die Lehren ziehen, die ſo unverkennbar in demſelben liegen, wenn auch das äußere Hinderniß, das in der Erſtarkung Deutſchlands liegt, ſie abhalten wird, von neuem falſche Bahnen einzuſchlagen: dann wird es um beide Völker gut ſtehen, Europa wird alle Urſache haben mit dem neuen Zuſtande zufrieden zu ſein, die Menſchheit wird in ihrer Entwicklung einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan haben, und die Männer, die es als Beruf betrachten, für dieſen Fortſchritt zu wirken, werden ſich von neuem freudig die Hand reichen können.

Wenigſtens hoffnungsvoll reiche ich Ihnen ſchon heute die meinige, indem ich Sie für die Bedrängniß der nächſten Wochen einem freundlichen Geſchick, mich aber Ihrem fortdauernden Wohlwollen empfehle.

Darmſtadt, 29. Sept. 1870. D. F. Strauß.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.